

# Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

## Sonnenwende.

Roman von Marie Bernhardt.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Wenn Dir nicht wohl zu Muthe ist, hättest Du die Gesellschaft abjagen lassen sollen, Hedwig!

„Was Dir einfällt! Jetzt, im letzten Augenblick, vierundfünfzig Personen — und das ganze Essen fix und fertig! Ueberdies fühle ich mich körperlich wohl, mir thut nichts weh — nur seelisch — ich weiß nicht recht, wie ich Dir's schildern soll! Als ich eben in den Spiegel sah, fand ich mich angegriffen aussehend, was mir unangenehm war unserer Gäste wegen, und nun bestätigst Du es mir auch noch.“

„Der Wahrheit gemäß! Nun sei aber auch vernünftig und sage mir, was Dir eigentlich fehlt!“

„Weiß ich es denn? Es ist mir so eigenthümlich bekommen zu Sinn, mir lastet ein Alp auf der Seele, das Athmen macht mir Mühe. Wenn ich nicht wüßte, daß Du mich wieder auslachst, Robert, dann würde ich sagen —“

Der Gemahl hob beschwörend seine beiden Hände auf.

„Um Gotteswillen, Kind, doch nur keine von Deinen sogenannten — Ahnungen!“

Die zarte Blondine senkte geknickt und ergebungsvoll das Haupt.

„Ja, Robert! Thu' mir, was Du willst, aber ich habe wieder meine Ahnungen!“

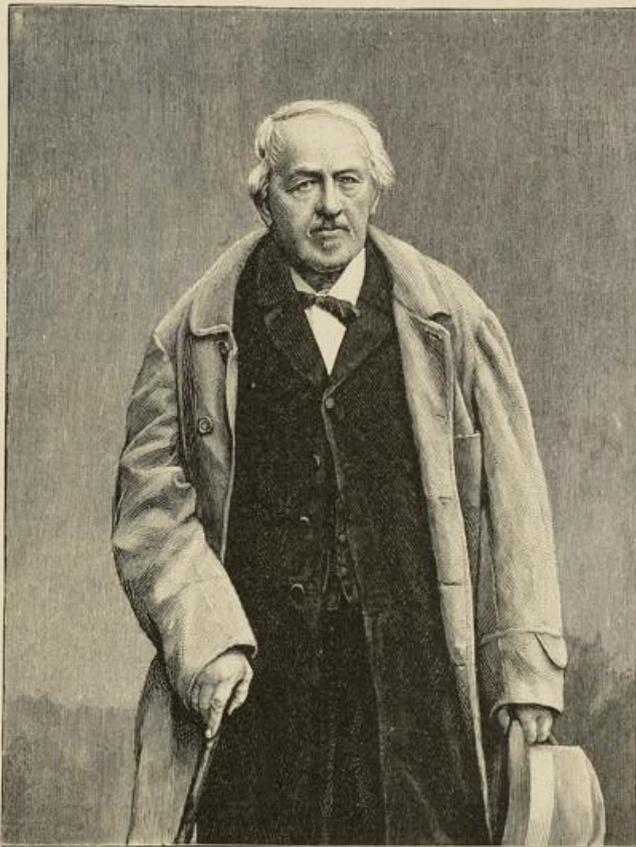
Er warf einen empörten Blick nach der hohen gemalten

Zimmerdecke empor, von der die vielarmigen Kronleuchter mit heiter brennenden Kerzen herabhingen.

„Was soll ich mit Dir thun — wie?“ Er trat nahe an sie heran und hob mit dem Zeigefinger ihr Sinn in die Höhe, um ihr in die Augen zu sehen. „Bemunft predigen? Ist bereits hundertmal ohne den leisesten Erfolg geschehen! Ja und Amen zu diesen Thorheiten sagen? Da müßte ich kein aufgefärrter Mann sein! Dich schelten? Dazu habe ich Dich zu lieb und Du thust mir zu leid, denn Du quälst Dich obnehin schon genug mit den unsinnigen Geschichten ab!“

„Unsinnigen Geschichten? Robert! Wenn Du ehrlich sein willst . . . hat meine Ahnung mich betrogen, damals, als meine arme Mutter so plötzlich starb, die wir vor kaum acht Tagen gesund und frisch verlassen hatten? Und das Unglück bei Deinem Vetter — den Trauerfall bei Deinen Verwandten in England . . . wer war es, der alles das kommen sah?“

„Aber, gutes Kind, es geschehen alle Tage traurige Dinge in der Welt, leider Gottes! Und in einer großen, weitverzweigten Familie, wie die unsere es ist, kann nicht immer alles so glatt und schön sich abwickeln. Und weil Du nur ein kleines nervöses Pefionchen bist und ein paar Mal bei dieser



Eduard Bauernfeld.

Nach einer Photographie von Krziwanek in Wien.

nichtswürdigen Gedankenleserei, die der Böse holen mag, ein passendes Medium abgegeben hast, darum bildest Du Dir nun ein, sowie irgend eine Erscheinung von Blutmuth und hochgradiger Nervosität bei Dir auftritt, es müsse nothwendigerweise ein Unglück geschehen, welches Du als moderne Kassandra zu verkünden hättest. Stirbt dann irgend ein Mensch aus unserem nach Hunderten zählenden Bekanntenkreise oder eine Firma macht Bankrott oder es entspinnt sich irgendwo eine fatale Liebesgeschichte . . .“

„Nein, Robert, jetzt schweigst Du! Du bist geradezu beleidigend!“

„Daß ich nicht wüßte! Wenn zwei seit zwölf Jahren verbundene Eheleute einander nicht die Wahrheit sagen wollen, wer in der Welt hätte sonst ein Recht dazu?“

„Es ist gut! Mit Dir ist nicht zu streiten, das hätte ich wissen müssen, es war eine Dummheit von mir, überhaupt über dies Thema mit Dir zu reden. Ich wollte, ich würde mich irren!“

„Ach auch!“ bemerkte er trocken. „Und nun Deinen Arm, liebste Kassandra — beschauen wir uns einmal unsere Salons!“

Diese waren in der That des Beschauens werth, denn ein feiner Geschmack waltete darin. Nichts hob sich aufdringlich hervor, jedes einzelne Stück stand im Einklang mit dem Ganzen, und dies war das Verdienst der anmuthigen blonden Frau, die jetzt langsam in ihrem goldgrün schillernden Seidenkleide am Arm ihres Gemahls durch die geräumigen Gemächer dahinwandelte; aber der Bankier Robert Weyland war auch nicht ohne Ruhm dabei — er verdiente das Geld zu all den hübschen Dingen.

„Es sieht gut aus bei uns!“ sagte der stattliche Herr und sah sich vergnügt in seinem Rauchzimmer um.

„Ja — — nur — die fremden Elemente heute abend — es wird mir ganz sonderbar bei uns vorkommen —“

„Ach, das halbe Duzend Mäuen —“

„Und Conventius —“

„Ah so, der neue Prediger! Ja, da werden 'mal die jungen Mädchen Augen machen! Sieb acht, übermorgen, am Sonntag, ist kein Platz in der ganzen großen Lukasikirche zu bekommen und eine hübsche Zuhörerschaft wird er haben!“

„Ja, er ist aber auch eine wundervolle Erscheinung. Man vermuthet eher alles andere als einen Prediger in ihm! Für meine junge Damenwelt ist überhaupt heute der Tag der Ueberforschungen — sie bekommen ja auch Delmont zu sehen!“

„Da bringt schon sein Stand mit sich! Ich bitte Dich, ein Maler — fährt nicht ein Wagen vor? Ich hoffe, es wird Annie sein!“

„Hast Du sie gebeten, früher zu kommen?“

„Wie immer! Sie ist mein bestes gesellschaftliches Element, flug und heiter — stets bereit, sich und andere zu unterhalten — bildhübsch — und so herzensgut . . .“

„Ja, ja, ich weiß! Auf diese neunzehnjährige Annie Gerold werde ich mit meinen zweiundvierzig Jahren doch noch eifersüchtig sein müssen!“

„Unfinn, Robert! Wenn ich Dir nun aber sage, daß meine bösen Ahnungen heute abend gerade, ich weiß selbst nicht wie, mit Annie zusammenhängen —“

Weiter redete Frau Wenland nicht, denn hinter dem Thürvorhang fragte eine weiche Altstimme:

„Anmelden, Christoph? Wozu? Ich bin doch die erste und hier zu Hause!“

„Ja, mein Herz, das bist Du!“ Und Frau Hedwig schloß das schlank, weißgekleidete Mädchen zärtlich in die Arme.

Annie Gerold sah sich mit ihren leuchtenden braunen Augen wohlgefällig um.

„Sehr hübsch! Möchten nur alle die Leute, die geladen sind, ebenso sein!“

„Na — einen guten Anfang hätten wir ja!“ schmunzelte Herr Weyland.

„Bin ich das?“ gab Annie wohlgenuth zurück. „Danke schön, fahren Sie, bitte, nur so fort! Wie findest Du mein Kleid, Hedwig?“ Sie that, als stände sie auf einer Drehscheibe. „Nein, nicht wahr? Eigentlich wollte ich eine blaßblaue Schärpe statt dieser weißen, aber Thea wollte nicht, und Du weißt, Thea giebt allemal den Ausschlag in Toiletten- und andern Fragen.“

„Sie hat recht gehabt, Kind! Wie geht es ihr heute?“

Das jugendstrahlende Gesicht wurde plötzlich ernst und besorgt.

„O, nicht gut — leider! Sie hat große Schmerzen und muß die ganze vergangene Nacht wieder gewacht haben, ich sah es an den tiefen Schatten, die sie um die Augen hat. Und ich habe ahnungslos geschlafen bis an den hellen Morgen!“

„Liebchen, Du hättest ihr ja doch nicht helfen können!“

„Doch! Ein paar Mal, wenn ich zufällig aufgewacht war und darauf bestand, bei ihr zu bleiben, hat sie es gelitten, daß ich neben ihrem Bett saß und ihre armen Hände streichelte, die immer vor Schmerz zuckten, und dann las ich ihr stundenlang aus ihrem geliebten Hegel vor, — sie behauptete, das thäte ihr gut!“

„Eine so gelehrte Lektüre!“

„Ja, aber ich verstehe alles ganz gut, weil Thea es mir erklärt. Sie leidet wie ein Held. Herzlos komme ich mir vor, mich herauszuputzen und auf Gesellschaft und Tanz zu gehen, während meine einzige Schwester sich so quält. Warum dies edle, kluge, gute Geschöpf so leiden muß . . . darüber werde ich nie hinwegkommen, und wenn ich alle philosophischen Systeme der Welt verstünde!“

Frau Hedwig ergriff sanft die Hand des jungen Mädchens. „Aber es ist doch nicht schlimmer mit Theas Zustand geworden? Was sagt denn der Arzt?“

„Der kommt sehr oft und giebt sich alle Mühe, aber er kann nicht helfen; solange sie lebt, ist sie krank. Und wenn ein Witterungswechsel bevorsteht, geht es ihr jedesmal schlechter; ich denke, wir bekommen bald Frühling!“

Herr Weyland lachte laut auf.

„Aber Annie, wo denken Sie hin! Heute früh hingen bei uns noch die Eiszapfen am Dach, und wir hatten fünf Grad Kälte.“

„Das war heute früh — der Leuz kommt rasch — ich denke immer“ — sie wiederholte es beinahe träumerisch — „wir bekommen bald Frühling!“

Drunten fuhrn die Wagen vor und die Gäste hufchten die breiten, mit weichen, tiefrothen Decken belegten Treppentufen empor. Oben füllten sich die Säle mit geschmückten Gestalten; es war viel Jugend vertreten, namentlich viel hübsche weibliche Jugend.

Aber die jungen Mädchen hatten Kummer, einen großen, ersten Kummer. Vor kurzem waren die Dragoner, die so lange in F . . . gestanden hatten, fortkommandirt worden, die netten, lustigen, fixen Dragoner mit ihren freundlichen, hellblauen Waffenröcken und ebenso freundlichen, wenn auch nicht immer hellblauen Augen, . . . und statt ihrer waren nun Mäuen gekommen. Das sollte eine „schneidige Waffe“ sein, und die jungen Damen wiederholten sich das Wort recht oft zu ihrem Trost; es klang so gut, „eine schneidige Waffe!“ Aber, ach Gott, die lieben, reizenden Dragoner! Man war so gut Freund mit ihnen gewesen, man hatte so angenehme Beziehungen angeknüpft, . . . und nun aus! Aus und vorbei! Heute hatten Herr und Frau Weyland die Aufmerksamkeit, ihren Gästen eine kleine, ausserlebens Probe der neuen Truppen anzuführen, . . . einen Rittmeister und fünf oder sechs Lieutenants. Wenlands hatten immer so nette Ideen, das mußte man ihnen lassen. Nun konnte man sich ein vernünftiges Urtheil bilden.

Die junge Damenwelt stand, wie eine lichte Frühlingswolke anzusehen, in einer breiten Fensternische und redete eifrig durcheinander. Es war ja von der größten Wichtigkeit, sich unter den Mäuen, den neuen Sternen am Gesellschaftshimmel von F., etwas zurechtzufinden, und da war einer, welcher die Aufmerksamkeit der Mädchen ganz besonders in Anspruch nahm; merkwürdigerweise war gerade er allein in Civil erschienen.

Von den schweren Falten des halb zurückgeschlagenen bronzenfarbenen Sammetvorhangs hob sich der lichtblonde aristokratische

Männerkopf mit den ebenmäßigen, feinen Zügen wirkungsvoll ab. Der stattliche Mann, der neben dem Herrn im schwarzen Gesellschaftsanzug stand, sah an dessen Seite fast unbedeutend aus. Die zwei sprachen lebhaft miteinander — der Offizier machte oft eine Bewegung mit seiner behandschuhnten Rechten, setzte das Monocle ein, ließ es wieder herabfallen — der andere bewahrte seine ruhig-stolze Haltung und ließ seine Blicke ernst über die glänzende Versammlung hingleiten, während er ab und zu ein Wort erwiderte.

„Er sieht aus wie ein Fürst!“ flüsterte es in der Mädchenschar.

„Eine echt aristokratische Erscheinung!“

„Warum er nicht in Uniform erschienen ist?“

„Schöner kann er auch als Man nicht aussehen!“

„Habt Ihr denn gehört, heute soll ja auch der neue Prediger an der Lukasirche hier sein, Papa sagt, er wird eine Koryphäe!“

„Prediger? Gnade Gott, wer den zum Tischnachbar bekommt! Na — die Langeweile, ich danke!“

„Ist Delmont noch nicht erschienen?“

„Nein, er ist noch nicht da! Am Ende kommt er gar nicht. Er soll ja so menschlichen sein, und nur weil Herr Weiland seit Jahren sein Kanzler ist und ihm viele Dienste erwiesen hat, ließ er sich bereit finden, hierher zu kommen.“

„Sein neuestes Bild soll himmlisch sein, ich brenne auf die Eröffnung der Ausstellung.“ —

Hier schritt der Herr des Hauses mit dem schönen, aristokratischen Mann, den die jungen Mädchen eben so überschwänglich bewundert hatten, an der Gruppe vorüber zu Annie Gerold hin und sagte laut genug, daß die Damenwelt es verstehen konnte:

„Sie gestatten, liebe Annie, daß ich Sie mit Ihrem Tischnachbar bekannt mache: Herr Reginald von Conventius, neu angestellter Prediger unserer Kirche zu St. Lukas.“

Die Wirkung dieser Worte war eine großartige. Beinahe betäubt vor Staunen, Schreck, Enttäuschung sahen alle die hellen und dunkeln Mädchenaugen auf Herrn Weiland zuerst, dann auf seinen Begleiter, als sei das, was sie eben gehört, nur ein schlechter Witz gewesen, und als müßte noch eine Aufklärung nachkommen. Aber als gar nichts weiter erfolgte wie eine höfliche, kleine Unterhaltung Annies mit dem zukünftigen Tischnachbar, da löste sich der Zauber.

„Das also —“

„Unglaublich!“

„Wie ist es nur möglich, daß ein Mann mit dem Gesicht und der Figur Prediger werden konnte!“

„Vielleicht war er arm!“

„Aber sein Name — der hätte ihm doch überall geholfen, vorwärts zu kommen. Habt Ihr wohl gehört: Reginald von Conventius!“

„Ein reizender Name!“ —

Wieder feuerte der Gastgeber auf die Nische zu, diesmal aber von einem ganzen Schwarm von Herren begleitet — die Massenverivigung zu Tisch sollte beginnen. Es waren die Mannen dabei, dann einige Affessoren, Kaufleute, junge Aerzte, die den Damen schon bekannt waren. Eine unwillkürliche, leichte Bewegung entstand in der Damengruppe, als einer der Mannen, eine stotte Erscheinung mit einem zierlichen Bärtchen, als Lieutenant von Conventius vorgestellt wurde. Verschiedene Köpfe drehten sich nach dem schönen Blonden zurück, der mit Annie Gerold sprach; es war, als wünschte man, einen Vergleich zu ziehen. Der sündige Lieutenant sah dies kleine Manöver sofort, er lächelte, drückte ein wenig die Augen zusammen und sagte mit einer leichten Bewegung nach der betreffenden Seite hin: „Mein Vetter!“

Bei Weilands war alles von sprichwörtlicher Pünktlichkeit. Das Essen war auf acht Uhr angesagt, jetzt war die Uhr halb neun vorüber, die Gäste schienen vollzählig versammelt — auf wen oder auf was wartete man denn noch?

Frau Hedwig bemühte sich, heiter und unbefangenen auszu-sehen und recht frühlich zu plaudern, aber sie hatte das sichere Gefühl, daß ihr das alles mißlang. Sie hob die Augenbrauen und sah fragend zu ihrem Gatten hinüber: sollte man nicht doch auftragen lassen? Herr Weiland hatte ein kleines ungeduldiges Fältchen auf der Stirn, aber er schüttelte den Kopf. Also warten! Frau Hedwig wünschte, der Abend wäre erst vorüber; ihre träben Ahnungen verließen sie nicht, und wenn sie daran dachte, bis zwei, drei Uhr morgens fortgesetzt Komödie spielen zu müssen, ihren Gästen zuliebe, dann wurde es ihr eiskalt vor Schreck.

„Sie erwarten noch jemand?“ fragte eine ältere Dame, deren helles, auffallendes Seidenkostüm mit ihrem Neuzieren durch-aus nicht im Einklang stand, den Hausherrn.

„Allerdings — und doch werden wir uns ohne den Herrn zu Tisch setzen müssen, wenn er nicht bald erscheint. Die Augen-brade meiner Frau wird immer ausdrucksvoller . . . ah! Da kommt er!“

Herr Weiland machte der Dame in der jugendlichen Toilette eine abschiednehmende Verbeugung und ging einem Herrn entgegen, der eben unter die Thür trat. Die Dame hob neugierig ihr an einem langen, schwarzen Stiel befestigtes Lognon an die Augen, und sie ließ es davor, denn es lohnte schon der Mühe, sich diesen schlanken Mann mit der trostigen Stirn und dem darüber fallenden schwarzbraunen Haar anzusehen, wie er dem Hausherrn die Hand schüttelte und seine mächtigen, gebieterischen Augen wie einen Blitz, der rasch erlosch, über die Versammlung flammten ließ.

„Wer kann denn das sein? Liebe, wissen Sie es vielleicht?“ fragte sie, zur Frau eines Journalisten gewendet, die doch eigentlich verpflichtet war, jedermann zu kennen. Zum Glück entsprach diese den an sie gestellten Anforderungen.

„Das ist der Maler Delmont, seit ganz kurzer Zeit hierher als Professor an unsere Akademie berufen — man sagt, er habe die Ausstellung mit einem wunderschönen, ganz überwältigenden Gemälde besichtigt —“

„Nun — wer ihn ansieht, kann es ihm schon zutrauen. Anziehend genug sieht er aus, obgleich nicht gerade liebenswürdig!“

Und wenig liebenswürdig war allerdings die Miene, welche Professor Delmont zeigte, als er jetzt von Herrn Weiland der Dame, die seine Tischnachbarin werden sollte, vorgestellt wurde. Er hatte einen flüchtigen Blick auf sie geworfen, dann die Augen gesenkt und so, mit einem Gesicht, das von kalter Höflichkeit wie überfrosen schien, ein paar herkömmliche Redensarten mit ihr ausgetauscht. Und sie war doch ein hübsches Mädchen, diese brünette Hertha Kreuzer, etwas kokett und herausfordernd drein-schauend freilich und ein wenig gepudert — sie wurde leicht er-hitzt beim Weintrinken und Tanzen — aber so hochfeln gekleidet, wenn auch ein wenig defolletirt, und so gut frisiert . . . lauter gebrannte schwarze Lockchen, die alle wie gedreht saßen. —

„Meine Herrschaften, ich bitte, zu Tische!“ — „Ah!“ — Allgemeine Bewegung — die Thürflügel weichen weit zurück — zahlreiche Arme krümmen sich — zahlreiche zarte Händchen legen sich hinein — vorwärts!

Da saß nun die Gesellschaft an der von Silber, Licht-glanz, Blumen und Fruchtpyramiden strotzenden Tafel. Frau Hedwigs ahnungsvoller Blick überzog das Ganze — alles in Ordnung — die Schlacht konnte beginnen! —

„Sehen Sie doch, bitte, die hübschen Tischarten!“ Hertha Kreuzer reichte ihrem Herrn die ihrige hin, in der stillen Er-wartung, er werde ihre niedliche Hand dabei bewundern, die sie zur Feier des Tages mit süßduftender Lilienmilch gewaschen hatte.

„Aber — ich vergaß — Sie verachten gewiß solch kleine Materien auf Karten und dergleichen.“

„Ich verachte nichts, mein Fräulein, als absichtliche Fälschung der Natur! Weiß oder roth gefällig, gnädiges Fräulein?“

„Roth, bitte, und etwas Soda hinzu — danke sehr! Ist es wahr, Herr Professor, daß wir auf der Ausstellung ein Ge-mälde von Ihnen werden bewundern können?“

„Ja, es ist eins von mir da! Ob Sie es bewundern werden, lasse ich dahingestellt.“

„D, natürlich! Sicher ein Meisterwerk!“

Seine dichten, schwarzen Branen schoben sich so unmutig zusammen, daß sie einander berührten. Das hatte er nun davon! Warum war er gekommen? Er hätte es ja im voraus wissen können, daß er gezwungen sein würde, fades Geschwäg anzuhören!

Diese albernem, koketten, heirathsüchtigen Mädchen! Diese jungen Gänse! Wie ihre dummen Bemerkungen ihn ärgerten, ihre dünnen, hoch hinaufgeschraubten Stimmchen sein empfindliches Ohr quälten!

Von seiner linken Seite sagte eine dunkle, ein wenig ver-schleierte Stimme:

„Was das ist, sich langweilen — sehen Sie, Herr Prediger, das kenne ich wahrhaftig nicht! So lange ich lebe, habe ich das noch nie empfunden — ich denke, es muß das Verdienst meines Vaters und meiner Schwester sein, die mich lehrten, mich immer



Annie hatte sich einmal in der Stille über den unhöflichen Nachbar gewundert, ihn flüchtig von der Seite angesehen, gefunden, daß er ein anziehendes Gesicht habe, und sich dann weiter nicht um ihn bekümmert. Jetzt sah sie ihm gerade in die Augen, in diese machtvollen, zwingenden Augen, die alles in Besitz zu nehmen schienen, was sie überhaupt der Mühe des Anschauens für werth hielten.

„Ich bin spät gekommen und gehe nicht in die Gesellschaft, daher sind mir fast sämtliche Anwesenden fremd; Sie würden mich verpflichten, wenn Sie mich mit Ihrem Nachbar bekannt machen wollten, meine Gnädigste!“

„Herr von Conventius — Professor Delmont.“

Die beiden Herren verneigten sich höflich gegen einander.

„Wir sind Leidensgenossen, Herr Professor,“ sagte Conventius verbindlich, „beide fremd noch in *F.*, beide bemüht, festen Fuß zu fassen. Ich will hoffen, daß die Eindrücke, welche Sie bisher hier empfangen, ebenso freundlich und wohlthuend sind wie die meinigen.“

„Mir würde es schwer werden, irgend welche Eindrücke zu verzeichnen, denn bis zur Stunde habe ich hier noch gar keine empfangen.“

Dies „bis zur Stunde“ wurde ein wenig schärfer betont. Ueber das Haupt des jungen Mädchens hinweg trafen sich die Blicke der beiden Männer und blieben ein paar Sekunden in einander haften.

„Leben Sie so zurückgezogen?“ fragte Annie.

„Ganz und gar; es wird Ihnen vermuthlich als eine Sonderbarkeit erscheinen, daß ich nie Reisebekanntschaften mache, außer solchen allerhöchster Natur.“

„Das befremdet mich nicht so sehr. Wer jahrelang auf Reisen lebt wie Sie — es ist das einzige, was mir Herr Weland über Ihr Leben zu sagen wußte — bei dem muß, so denke ich mir, der Sinn für Reisebekanntschaften sich allgemach abstumpfen und endlich ganz in dem einen Zweck, der die weiten Fahrten veranlaßt — in dem Beruf untergehen!“

„Sie haben ganz richtig geurtheilt: ich lebe nur meiner Kunst.“

„Weland sprach mir von einer Orientreise.“

„Ja — ich bin in Persien, Indien, Arabien gewesen, . . . dann in Aegypten . . . dann ging's quer durch Afrika zur Insel Madeira, wo ich wartete, bis ein Schiff kam, das mich nach Portugal herüberbrachte; von da nach Spanien, Frankreich — ein Stück Oberitalien und Schweiz — ein halbes Jahr in Ungarn und Oesterreich . . . nun, und das ist alles!“

Annie brach in ein lustiges Lachen aus.

„Wirklich? Also das ist alles! Ich sollte meinen, es wäre gerade genug! Wie einsältig ich mir vorkomme zwischen zwei so weitgereisten Herren — denn Herr von Conventius hat gleichfalls ein sehr schönes Stück Welt gesehen, ich aber kenne nur unsern Rhein, den Garz und ein Ausschnittchen der Alpen. Ach, und dabei bin ich so reisefähig, daß ich manchmal denke, es befällt mich ein wahres Fieber. Meine Schwester will immer, ich solle mich einer bekrenzten Familie anschließen und eine weite, schöne Reise unternehmen, aber sie selbst ist krank und könnte nicht mit mir kommen, und ich hab' es bis jetzt nicht übers Herz bringen können, sie zu verlassen!“

Ihr Antlitz war jetzt Delmont voll zugewendet, Schönheit und Jugend leuchtete ihm daraus entgegen — über allem aber ein Zug von Seelengüte, der diesen Zügen erst den rechten Adel verlieh. —

„Also, meine Gnädigste,“ sagte in diesem Augenblick der Lieutenant von Conventius am andern Ende der Tafel zu seiner Dame, einer aufgeweckt aussehenden Blondine. „Sie wünschen von mir einigen Aufschluß über die Familie Derer von Conventius? Dies Vertrauen ehrt mich in der That, und ich entspreche Ihrem Wunsch um so lieber, als ich mir später die Freiheit zu nehmen gedenke, Sie um einen kleinen Gegendienst zu ersuchen. Soll ich Ihnen die ganze Stammtafel herzeigen?“

„Um Gotteswillen!“ wehrte das Fräulein ab.

„Nun,“ begann der Lieutenant lachend, „daß unser Urahn, Reginald Convent, woraus später Conventius entstand, im zwölften Jahrhundert aus Schottland einwanderte und in Deutschland festen Fuß faßte, kann ich Ihnen nicht ersparen. Auf diesen alten Knaben sind wir nämlich sehr stolz, denn er hat viel für die spätern Geschlechter gethan, unter anderem ein feudales,

altes Schloß — zu seiner Zeit war's freilich ein neues — in Böhmen erbaut, das heute noch steht und dann und wann alle Sprößlinge der Familie, soweit man ihrer habhaft werden kann, in seinen Mauern versammelt. Auf Ihren Befehl, mein Fräulein, übergehe ich sämtliche Nachkommen dieses Ehrenmannes bis zu dem älteren Bruder meines verstorbenen Vaters, Reginald von Conventius — in dieser Linie heißt jeder älteste Sohn Reginald — welcher Großgrundbesitzer in der Mark, Kammerherr Ihrer Hoheit der Prinzessin Mathilde, Ritter hoher Orden, mit einem Wort, ein echter Edelmann, eine Säule des Staats und ein vortrefflicher Unterthan ist. Er beging die Thorheit, sich in eine junge Dame zu verlieben, die ihm in allen Stücken ebenbürtig war, überdies eine blonde Schönheit von großem Reichtum . . . nur war sie . . . ich bitte Sie sehr, mich nicht mißzuverstehen, . . . sehr fromm! Sie werden mir sagen, das sei die holdeste Blüthe der Weiblichkeit — ich weiß das wohl, — aber doch! Hier hat sich diese Thatfache gerade nicht segensreich erwiesen. Die Gattin meines Onkels war mehr in Kirchen und Wohlthätigkeitsanstalten als daheim zu treffen, das gesellige Leben und Treiben war ihr ein Greuel, sie strebte aus aller Kraft, ihren Gatten demselben zu entziehen und zu ihrer Richtung zu befehlen. Er, seinerzeit ganz toll in sie verliebt und keiner Warnung guter Freunde, welche die hochgeheiligte Frömmigkeit der jungen Gräfin kannten, zugänglich, wollte von einer Aenderung seiner Lebensweise, von Ruhe und Befehung nicht das mindeste wissen, und das Ende vom Liede war, daß das Verhältniß vollständig erkaltete und jeder der beiden Eheleute seinen eigenen Weg einschlug. Ich bin der letzte, der das hübsch findet, aber dergleichen kommt leider oft im Leben vor und hat, außer für die zwei Betheiligten, weiter keine Folgen. Hier sollte es anders sein; ein einziges Kind, ein Sohn, Reginald, war dieser Ehe entsprossen, schön und klug, ein Prachtjunke, der ganze Stolz und die Hoffnung seines Vaters. Körper und Geist hielten gleichen Schritt bei der Entwicklung, glänzende Zeugnisse — Verbindungen — alter Name — alles, wie am Schnürchen! Der Alte, der seinerzeit ein berühmter Gardeoffizier gewesen war, stolt und schneidig vom Wirbel bis zur Zehe, konnte die Zeit kaum abwarten, den Sohn in derselben Uniform zu sehen . . . allein wer beschrieb sein Entsetzen, als dieser Sohn ihm mit all der ruhigen Festigkeit, die seine Mutter ihrem Gatten stets gezeigt hatte, erklärte, er fühle nicht die mindeste Neigung für den Soldatenstand, dagegen eine leidenschaftliche Liebe für den Predigerberuf, weshalb er gedente, Geistlicher zu werden. Zuerst hielt sein Vater dies für einen schlechten Witz und lachte darüber — aber das Lachen sollte ihm bald vergehen! Bitten, Drohungen, Vorstellungen, Wuthausbrüche, Thränen, das Massenangebot der ganzen Familie, Aussicht auf Fluch und Enterbung . . . alles das prallte ab an dem eisernen, unerschütterlichen Willen dieses damals blutjungen Menschen, der einfach erklärte, sein Beruf ginge ihn allein an, es sei eine tiefere Sache damit, von der alles abhinge — er wisse genau, dies sei sein Beruf und kein anderer, und er müsse der inneren Stimme, die ihn dazu treibe, folgen, komme es wie es wolle, allen weltlichen Verhältnissen zum Trotz. Der Alte beschwor ihn, noch zu warten, erst zu reifen, die Welt zu sehen und kennenzulernen — der Sohn gab nach und reiste. Er schrieb gute, inhaltreiche Briefe, kam heim, drückte seiner sterbenden Mutter die Augen zu und verkündete dem in athemloser Spannung auf seinen Entschluß harrenden Vater ganz gelassen und in ehrerbietigster Haltung, daß sich an seinen Absichten, sich dem Beruf des Geistlichen zu widmen, auch nicht das Geringste geändert habe. Neue Scenen — neue Wuthausbrüche — Jammer über Jammer — Familienräthe — Glend und Thränen . . . nun, Sie sehen ja, mein gnädiges Fräulein, wozu das alles bei meinem Vetter Reginald geführt hat: da sitzt er am andern Ende der Tafel als wohlbestallter Prediger an der St. Lukasirche!“

Das junge Mädchen hatte in großer Spannung zugehört. Jetzt bog sie den Kopf weit vor, um den schönen, blonden Helden dieser Erzählung durch das Gewirr der Flaschen, Gläser, Blumen und Silberfachen sehen zu können.

„Nun — und sein Vater?“ fragte sie dann.

Der Offizier zuckte die Achseln.

„Was will er machen? Den einzigen Sohn, der ihm sonst nie eine trübe Stunde bereitet hat, nur um deswillen zu verstoßen und zu enterven, weil er statt Offizier Pfarrer geworden

ist — das hat der alte Herr denn doch nicht übers Herz gebracht. Er großt und schmolzt und ist ganz aus dem Geleise gekommen, denn den Gardeobersten kann er nicht verschmerzen, und wenn's sein Reginald zehnmal zum Generalsuperintendenten bringt! — So, mein gnädiges Fräulein, das wäre die Lebensgeschichte . . . meines Vettters . . . darf ich nun um meine Belohnung bitten?“

„Halt, halt, noch nicht!“ wehrte die schelmische Blondine ab. „Wo bleibt denn Ihr eigenes Lebensläuschen? Das ist doch gewiß auch sehr interessant!“

„Dieses bietet nicht viel des Bemerkenswerthen, soll daher thunlichst abgefürzt werden: Mein Vater, Onkel Reginalds jüngerer Bruder, war ein flotter Soldat — wohl etwas zu flott . . . mit einem Wort, er quittirte den Dienst und ging, die Empfehlung eines Freundes in der Tasche, nach den Azoren, wo besagter Freund einen reichen Vetter besah. Seine Braut, eine junge Oesterreicherin, ließ er sich nachkommen, als er sich dort eine gesicherte Stellung erworben hatte, und so genieße ich wenigstens den Vorzug, sehr romantische und phantastische Kindheitserinnerungen zu besitzen, denn meine ersten acht Lebensjahre brachte ich auf den Azoren zu, von Schwarzen gewiegt, von Palmenwedeln gefächelt, von leuchtenden Kolibris und handgroßen, buntschillernden Schmetterlingen umflattert, von zahmen Hauschlangen, die zutraulich bei uns aus- und einschlüpfen, umspielt. Da meiner Mutter das Klima nicht bekam, siedelten wir nach Europa über. Ich wurde in aller Eile ein wenig zurechtgestuft — was meinen Lehrern mindestens eine ebenso peinliche Aufgabe war als mir selber — und dann in ein Kadettenhaus gesteckt. Das war denn nun freilich dort ein anderes Leben als auf den Azoren, und es spielten sich viele Anstöße mit mir als Mittelpunkt ab, die jetzt in der Erinnerung humoristisch wirken, aber als Erlebnisse weniger erheitend waren. Meine Eltern behielt ich nicht lange mehr, und es fiel nun meinem Onkel Reginald die Pflicht zu, für mich zu sorgen. Daß er dies mit Vergnügen that, kann ich nicht behaupten; man hatte mich ihm als einen kleinen Satan geschildert, ein tropisches Gewächs ohne jede Zucht und Kultur, und da mich mein Onkel gleich sehr hart anfaßte, so hätte das bei meinem angeborenen Trotz leicht eine sehr böse Geschichte abgeben können, wäre nicht mein Vetter Reginald gewesen. Von dem Wechsel, der ihm zu Gebote stand, gebrauchte er kaum ein Drittel für sich, er konnte also seiner Neigung zum unbegrenzten Wohlthun ungehindert die Zügel schießen lassen. Nun — er fand eben, auch mir könnte er wohlthun, und ich kann sagen, er hat an mir gehandelt wie ein Bruder . . . nein, hundertmal besser, als man leibliche Brüder oft gegeneinander handeln sieht. Auch jetzt, da wir beide hier fremd hergekommen sind . . . er hat mir's angeboten, mit ihm in einem Hause zu wohnen, er oben und ich unten, und ich weiß nur zu gut, was er sich dabei denkt und was er damit bezweckt! — Ich bin zu Ende, mein Fräulein!“

„Vielen Dank!“ sagte die Blonde freundlich. „Sie haben sehr hübsch erzählt, und wenn jedermann von Ihrem Herrn Vetter das wüßte, was ich weiß, so würde er allen noch tausendmal interessanter erscheinen, als es jetzt schon der Fall ist, und die Lukasirche würde die Andächtigen nicht fassen. — Um was aber wollten Sie mich denn bitten?“

Der Lieutenant sah sie etwas besorgt von der Seite an.

„Um einige Aufklärung in betreff der jungen Dame dort drüben, die neben meinem Vetter sitzt. Ich fragte schon zuvor eine ihrer Freundinnen nach ihr, erhielt aber eine ziemlich ungnädige und kurze Antwort.“

„Ach, das ist nichts als purer Neid, glauben Sie ja kein Wort davon!“ plägte Hedwig Rainer — so hieß das blonde Mädchen — ziemlich ungestüm heraus. Und sie schilderte dem aufhorchenden Lieutenant Annie und Thea so warm und herzlich, daß ihr fast der Athem ausging.

„Das muß ja eine höchst anziehende Familie sein, diese Gerolds!“ sagte Lieutenant von Conventius endlich, als seine Nachbarin schwieg. „Kann man denn dort auch gelegentlich einen Besuch machen?“

„Gewiß kann man das! Gerolds sind ungemein gastfrei und geben in jedem Winter ein paar Gesellschaften, bei denen auch getanzt wird. Nur schade — für dies Jahr ist es zu spät!“

„Das wird den Kameraden sehr leidthun! Parissal war Feuer und Flamme für Fräulein Gerold!“

„Parissal? Wer ist das?“

„Entschuldigen Sie! Es plaudert sich so ungezwungen und

angenehm mit Ihnen, Fräulein Rainer, daß ich in der Einbildung lebte, wir seien alte Bekannte! Also der ursprüngliche Name dieses Kameraden — der dort links sitzt mit dem martialischen rothen Schnauzbart — ist Thor von Hammerstein. Er ist übrigens trotz seiner grimmigen Miene ein lammfrommes Geschöpf und schlechten Wigen gegenüber ziemlich wehrlos. Der bartlose bewegliche Kamerad rechts drüben ist der Lieutenant Gründlich, er muß seines Namens wegen viel aussprechen, hat aber Haare auf den Zähnen und kann sich seiner Haut wehren.“ —

Die Stimmung rund um die Tafel wurde immer belebter, man unterhielt sich gut, und die Mägen, die alle neben hübschen Mädchen untergebracht waren, fanden, daß die Weylands ein reizendes Haus machten und daß es schon der Mühe lohne, sich demselben zu widmen. Freilich fanden sie es in der Stille etwas wunderbar, daß gerade das unstrittig schönste Mädchen der ganzen Gesellschaft zwischen zwei Civilisten gesetzt worden war — anziehende, geschickte Männer ohne Zweifel, die sich auch mit Ehren sehen lassen konnten — aber man hätte diese entzückende Erscheinung von Rechts wegen einem Mägen zutheilen müssen!

Unter der Wirkung des Weines, der verschiedenen Tischreden und der aufmunternden Blicke ihres Mannes fühlte auch Frau Hedwig Weyland die Bürde ihrer „Abnungen“ minder schwer als zuvor. Sie versuchte es, sich selbst recht ernstlich auszusprechen. Alles um sie her war so hell, so fröhlich und festlich, und sie wollte ihre Zeit mit dunkeln Grübeleien verderben? Robert hatte recht, sie mußte zu klug für solche Thorheiten sein! Nicht weit von ihr saß ihr Liebling, Annie Gerold, und unterhielt sich allem Anschein nach vortrefflich. Nun ja! Dafür hatte sie, Frau Weyland, ihr auch die zwei bedeutendsten Männer aus der ganzen Gesellschaft zu Tischnachbarn ausgesucht! Sie und Farrer Conventius waren ohne Zweifel die beiden prächtigsten Erscheinungen an dieser von hübschen Menschen so reich umgebenen Tafel. Aber auch Professor Delmont sah vorzüglich aus! Wo hatte denn sie, Hedwig Weyland, bei dem Anstandsbesuch Delmonts ihre sonst so guten Augen gehabt? Das war ja ein auffallend hübscher Mann, zumal wenn er wie eben jetzt lachte und seine mächtigen Augen so wunderbar glänzten! Freilich — damals bei dem Besuche hatte er gar nicht gelacht! —

Eben jetzt, wie Frau Weyland ihn schärfer ansah, verwandelte sich sein Gesicht von neuem — ein glückliches Leuchten dämmerte in seinen Augen auf und verklärte das ganze Antlitz, dem die tief in die Stirn fallenden dichten braunen Haare etwas von dem Anblick eines gezähmten Löwen gaben. Dann wieder, als hätte eine harte Hand allen Jugendglanz und allen Frohsinn von diesen Zügen hinweggewischt, waren sie plötzlich wieder wie kalter Marmor, aus dem die großen Augen mit dem eigenartigen Räthselbild schauten.

Und angesichts dieses raschen Wechsels schoß der beobachtenden Frau heiß und jäh wieder dieselbe unerklärliche Angst zum Herzen, die sie den ganzen Abend hindurch bekämpft hatte und jetzt fast ganz verzagt zu haben glaubte. Sie hätte aufspringen, hinein, Annie bei der Hand fassen und mit ihr irgend wohin flüchten mögen, sie kam sich selbst unverantwortlich vor, daß sie dem jungen Mädchen gerade diese Nachbarschaft gegeben hatte. Freilich, sie hatte es gut gemeint; was wußte sie denn von Delmont? Daß er sich einen großen Namen gemacht hatte, daß er für einen berühmten Künstler galt — sie hatte gedacht, das würde Annie anziehen — und in der That — so schien es — sie hatte ihren Willen! —

„Nach Tisch — was thut man da?“ hatte Delmont soeben gefragt.

Und Annie hatte lachen müssen.

„Was man da thut? Komische Frage, nicht wahr, Herr von Conventius? Professor Delmont muß an den Ufern des Ganges und des Nils jeden Begriff einer sitzgerechten Abendgesellschaft in Deutschland verloren haben. Was soll man denn nach solchem Essen anderes beginnen als tanzen?“

Sein Gesicht wurde finster.

„Dann sind Sie uns beiden also verloren!“ sagte er kurz. „Ihnen beiden? Sie tanzen auch nicht, Herr Professor? Gar nicht? Nicht einmal die solideste Française?“ In ihrem Ton klang eine ehrliche Enttäuschung mit.

„Ich und Française tanzen! Eine schöne Rolle würde ich dabei spielen! Ich glaube, es ist fünf und zwanzig Jahre her, seit ich zuletzt getanzt habe!“

„Fünfundzwanzig Jahre! Das ist doch nicht möglich! Wie alt können Sie denn damals gewesen sein?“

„Nun — vielleicht dreizehn — oder vierzehnjährig — dann hat der Tanz für mich aufgehört!“

Es klang so herb, daß Annie fast erschreckt ihm ins Antlitz blickte. Sie begriffte es in diesem Augenblicke als einen willkommenen Ausweg, daß hinter ihr der aufwartende Diener mit einer Schale Eis erschien. „Wahrhaftig, jetzt geht schon der Nachtisch herum! Sind wir wirklich schon mit dem ganzen Essen fertig?“

sagte sie, um rasch über die Verstimmung hinüberzuleiten, welche aus dem letzten Worte Delmonts gesprochen hatte.

Sie hob ihr gefülltes Champagnerglas gegen Frau Hedwig, die gerade zu ihr herüberkam, mit einem strahlenden Aufblick, der sagen wollte: „Ich bin Dir dankbar, Liebste, und unterhalte mich vortrefflich!“

Die ältere Freundin verstand diesen Blick, sie lächelte und nickte wieder, aber sie unterdrückte einen Seufzer, als sie ihr Glas an die Lippen setzte und Annie Gerold zutrank. (Fortsetzung folgt.)

### Von den Leichenfeldern des Waldes.

Ein Bild aus dem Verförungsgebiet der „Nonne“.

Von Arthur Achleitner. Mit Zeichnungen von Frisj Bergen.

„... Den Bäumen nimmt der Herbst das Laub,  
Der Tod im Walde tobt ...“  
Lenau.

Die Liebe des Deutschen zum deutschen Walde ist mit ein Stück germanischer Stammesart, sie hat, so weit die deutsche Zunge klingt und Sangesbrüder wohnen, poetischen und klangreichen Ausdruck gefunden in dem herrlichen Liede „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben!“ Poeten und Liederdichter preisen des deutschen Waldes Schönheit, sie pflanzen mit flammender Begeisterung in die junge Volksseele die Liebe zum göttergeweihten Hain, die mit dem Menschen wächst, groß wird und so lange währen wird, als es deutsche Wälder giebt.

Leider ist eine Zeit des Jammers für den deutschen Wald herangebrochen, eine Zeit der Vernichtung stolzer Baumriesen auf Flächen, die das Auge kaum mehr abzuschätzen vermag. Wo Jahrhunderte hindurch über allen Gipfeln Ruh gewesen, dröhnd dumpf der Artschlag, ein Massenmorden herrlicher Waldungen hat begonnen, bedungen und erzwungen durch die vernichtende Thätigkeit des Fichten spinners, auch „Nonne“ genannt, des Schreckens aller Forstleute.

Wohl hat es Nonnenraupen und Schmetterlinge zu allen Zeiten gegeben, aber seit der Mitte der fünfziger Jahre war ein so entsetzliches Massenaufreten dieses Waldverwüsters nicht mehr zu verzeichnen. Damals litten die Waldungen Ostpreußens bis nach Rußland hinein schwer; jetzt, fünfunddreißig Jahre später,

haben wir ein Nonnenjahr zu verzeichnen, das zunächst Bayerns Waldungen gräßliches Unheil zufügt. Die stolzen schönen Bestände an Fichten und Kiefern auf der oberbayerischen Hochebene vom „Bayerischen Meere“, dem Chiemsee, herauf bis an die schmutzen

Anlagen Münchens und die Forste und Wildparke in nächster Umgebung der bayerischen Hauptstadt, dann die Waldungen in Niederbayern, der Oberpfalz und Schwaben sind jah von den Nonnen überfallen worden und dem Untergange geweiht. Ein Wehgeschrei ganzer Völkstämme dringt durch die Lande, vom Lech und der bergfrischen Isar, von den tosenden Gebirgsflüssen und Sturzabächen des Hochlandes, aber auch schon zittert der Klageruf über die blaue Donau und vom Norden herab, vom meerumschlungenen Schleswig-Holstein, von Oldenburg und Schlesien kommt die Trauertunde, daß auch die dortigen mächtigen Forsten der Vernichtung anheimgefallen sind.

Wer je dem geheimnisvollen Rauichen der wie im Traume flüsternden Bäume lauschte, die Wunderwelt des Bergwaldes, die Majestät der mächtigen Forste auf sich wirken ließ und all die Größe und Schönheit in sich aufnahm, dem mußte sich das Herz zusammenkrampfen bei der Kunde, daß auf Weiten in der Runde der ganze sattgrüne Kiefern- und Fichtenbestand rettungslos

verloren sei durch die Gefräßigkeit eines einzigen Waldverwüsters. Der Liebe für den deutschen Wald zunächst ist es zuzuschreiben, daß in den Weheruf sich sofort die bittersten Vorwürfe mischten,

\* Unsere Abbildung führt die „Nonne“ vom Anfange ihres Daseins an in den verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung vor. An dem Kiefernstamme sitzen die eben aus dem gemeinsamen Einneste geschlüpften Häupchen (a). Sie erscheinen zu Anfang des Mai, winzig kleine, schwarze Dingerehen, die nun nesterweise zwei bis drei Tage lang auf ein und demselben Flecke bleiben und im Frühjahrsmonatschein sehr rasch wachsen. Diese Raupehäupchen nennt man „Spiegel“, ihre Vernichtung heist in der Jägerprache das „Spiegeln“.

Nach dieser ersten Ruhepause gleich beim Eintritt in die Welt kriechen die schon bedeutend größer gewordenen Raupe den Baum hinan und beginnen an dessen Nadeln ihre verderbliche Thätigkeit. Nach rasch auf-

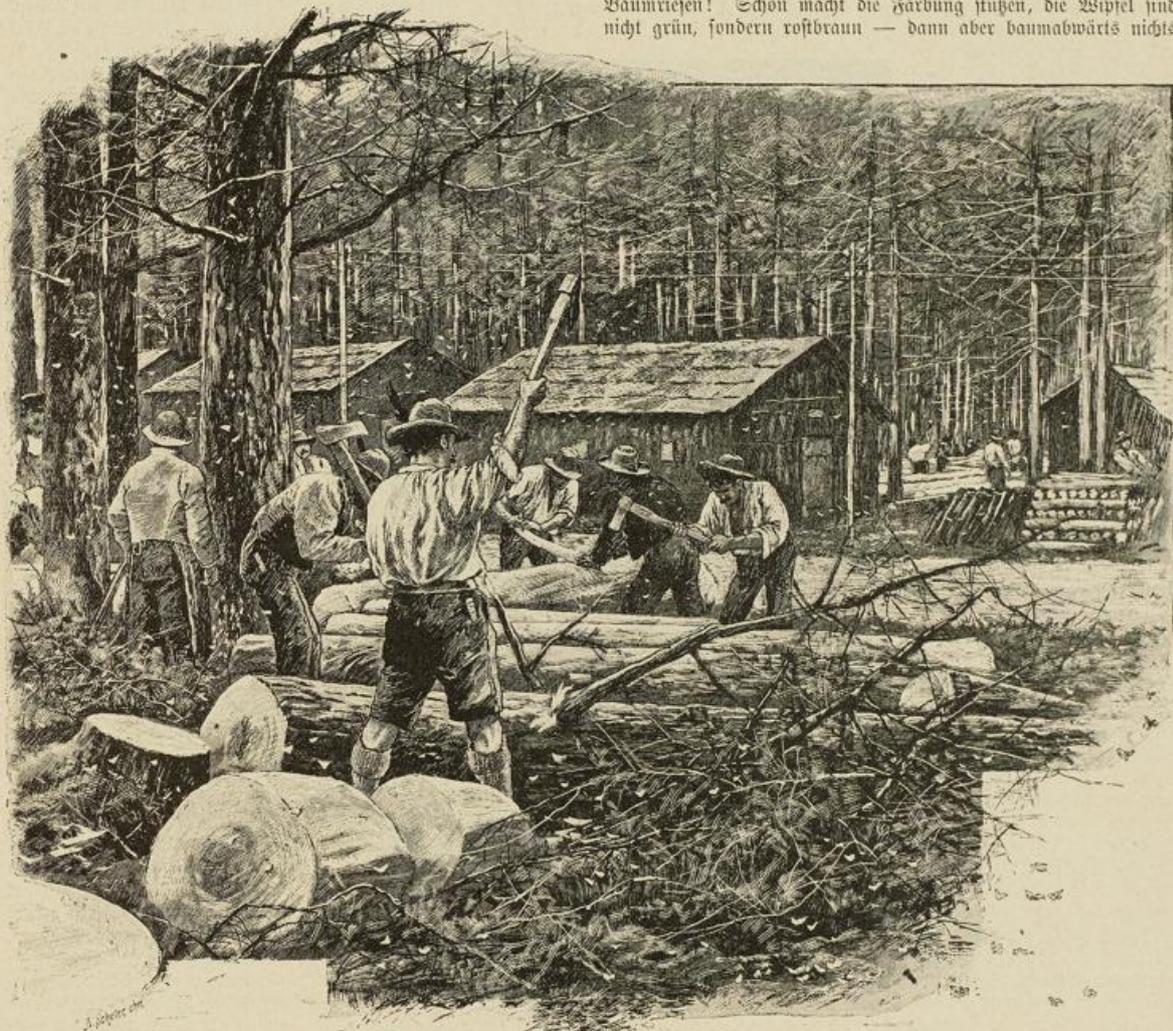
einander folgender mehrmaliger Häutung ist die nun ausgewachsene Raupe (b) bräunlichgrün, mit blauen und rothen Warzen, und trägt auf dem zweiten Ring einen schwarzen, hinten blau, seitlich weiß gesäumten Fiedel. Anfang Juli freigt die Raupe wieder den Baum hernieder, sucht sich einen passenden Nist in der Rinde und verpuppt sich dort, sich mit losen Fäden befestigend (c). — Kurze drei Wochen, und der schöne Falter strengt die Hülle und fliegt im Tageslicht. Der Nonnenschmetterling hat sehr hübsch gezeichnete, schwarzweiße Flügel und rosafarbigen, schwarzgeringelten Hinterleib. Das Weibchen (d<sub>1</sub> und d<sub>2</sub>) ist bedeutend, um gut 1 1/2 cm größer als der männliche Falter (d<sub>3</sub>), welcher letzterer sich durch seine schönen buschigen, doppelt gekämmten Fühler sofort kenntlich macht.



Die Nonne.\*  
Zeichnung von A. Federer.

daß man das Unheil nicht in etwas durch rechtzeitig getroffene Maßnahmen gemindert habe. Was die bayerische Forstverwaltung zu hören bekam anlässlich dieses Unglückes, das vorwiegend den Staat getroffen hat, läßt sich nicht einmal andeuten. Allein was ist menschliches Können und Wollen höherer Gewalt gegenüber! Den Milliarden von Nonnen hätten auch alle Forstleute der Welt nicht den Raubeinfall verwehren können. Zudem haben sich alle Versuche gegen das Massenaufreten der Schmetterlinge als wirkungslos erwiesen.

ab, durch einen Wildzaun abgeperert. Roth- und Rehwild mag dieses Parkthor abhalten, die vom Forstamt vorgezeichnete Grenze zu überschreiten, die gefräßige Nonne nicht. Schon erscheinen einzelne Fichten sonderbar weißlich, wie mit Mehl bespritzt, über das schmutziges Wasser gegossen wurde. Am Baumstamme sitzen die Falter wie angelebt, doch noch vereinzelt. Wir haben das Parkthor hinter uns und wandern unter klatschendem Regen die tiefausgefahrene Straße quietschenden Fußes weiter. Ein schmaler Waldweg, links und rechts eingefasst von kolossalen Baumriesen! Schon macht die Färbung stußen, die Wipfel sind nicht grün, sondern roßbraun — dann aber baumabwärts nichts



Holzhaue in dem von der Nonne zerstörten Walde.

Ich will versuchen, den Eindruck eines Ganges durch den Hauptherd der Nonnenverwüstung, den Ebersberger Park an der Bahnhöhle München-Rosenheim, zu schildern.

Wer in Kirchseeon, dem Sitze einer Anstalt zum Kanalisieren der Lärchenschwellen (eine vom Engländer Ryan erfundene Beizmethode, welche den Eisenbahnschwellen große Dauerhaftigkeit verleiht), die Bahn verläßt, wird verwundert auf das frische Grün der angrenzenden Bestände blicken, das in nichts eine Waldkatastrophe ahnen läßt.

Allein dort an der Straße, die forsteinwärts die Höhe hinauzieht, sind Soldaten des bayerischen Eisenbahnbataillons mit der Aufrihtung von Telephonstangen beschäftigt, und weiter unten wird die Waldbahn ausgedeckt, die in wenigen Wochen an 10 000 Tagwerk geschlagenes Holz zur Hauptbahn führen soll.

Die blanken Telephonstangen werden zum Führer in das Nonnengebiet, ein schmales Sträßlein biegt auf der Berghöhe

als dürre, abgestorbene Aeste, von weißen Flechten behangen, zum Himmel gestreckten Armen gleich, von denen das Gewand wallend herabhängt. Wie es so eigen durch diese unzähligen Räume tropft!

Der Regen träufelt ohne Hinderniß von der Krone hindurch auf den Boden, der besäet ist mit abgestorbenen Nadeln: kein Ast mehr im grünen, erquickenden Behang, sondern gelbweißlich oder schmutziggrau, und so der Stamm bis herab zur Wurzel! Bei näherem Zusehen ergiebt sich, daß Hunderte und Tausende von Faltern Stamm und Aeste belagern. Der Landregen zwingt augenblicklich das Insektenvulk zur unfreiwilligen Ruhe, aber trockene warme Luft macht es schwirren, und in weißen Wolkenschwärmen zieht es wäldermordend weiter. Es erfüllt bei regnerischer Witterung auch der auf einem Hügel aufgestellte „Erhaustor“, der statt „Ausschöpfer“ eigentlich „Einhaucher“ genannt werden sollte, seinen Zweck als Nonnenfänger nicht. Ein seltsamer Anblick, dieser rothbehaarte Erhaustor, dem zur Seite zwei Lokomobilen, eine zur

Erzeugung des elektrischen Lichts und eine zur Hervorbringung des starken Luftstroms, stehen. Das viereckige Gerüst, das den Reflektor des elektrischen Lichtes und den Trichter des Exhaustors trägt, sieht einer Guillotine ähnlich, und im Grunde genommen ist der „Einhaucher“ auch ein Werkzeug, um die Verbrecher in Massen umzubringen. Wenn der Lichtstrahl der elektrischen Vogenlampe — die früher in einer Höhe von 25 Metern angebracht war, jetzt nach mehrmaligen Versuchen auf 8 Meter Höhe heruntergesetzt ist — das Waldesdunkel bei gutem Wetter erhellt, schwirren die Milliarden von Schmetterlingen in unheimlichen Schwärmen hervor und theils unmittelbar auf die Lichtgarbe, theils auf

das von der Lokomotive erzeugte Rauchgebilde zu. Aber nicht immer gelingt das Masseneinfangen, nur jene Schwärmer, die vom Luftzug des „Einhauchers“ erwischt werden, verschwinden in dem weiten Halse des Apparates und werden unten in Säcke gestampft und vernichtet. Man glaubt mit solchen Versuchen an 100 bis 200 000 Falter während einer Nacht von  $\frac{1}{2}$  9 abends bis 2 Uhr früh vernichten zu können.

Zu der That soll der Einhaucher noch die beste Verteilungswirkung besitzen, während zahlreiche andere Vorschläge ohne praktische Bedeutung sind. So will der eine im Walde große mit Honig und Apfelsinus bestrichene Tücher als Fangmittel ausgebreitet wissen, ein anderer will die Schmetterlinge durch Steinkohlentheerrauch vernichten, ein dritter empfiehlt, mehrere Regimenter mit Vogeldunstgewehren auszurüsten und den Nonnen militärisch entgegenzurücken. Unter Leitung des Chefs der bayerischen Forstverwaltung, Ministerialrath v. Ganghofer, haben in einzelnen Revieren Versuche mit Waldleuchtern und „Nonnenlichtern“ (Zinnsadeln) stattgefunden, von denen letztere sich als praktischer erwiesen, da das intensive Licht die Schmetterlinge aus den höchsten Beständen anlockt, ohne daß die Luft wie bei den Leuchtern besonders erwärmt wird. Um aber die zu Tausenden herbeifliegenden Thiere zu fangen, muß eine große, mit Klebestoff bestrichene, durchscheinende Leinwandfläche aufgespannt werden. Alle diese Maßnahmen sind eben Versuche, die endgültig nicht abgeschlossen sind. Glücklicherweise scheint die Natur selbst als beste Helferin bei der Vernichtung der Nonnen aufzutreten zu wollen. Man hat beobachtet, daß der Durchfall (eine bekannte Raupenkrankheit) viele Raupen vernichtete, und thatsächlich kann man heute noch vielfach den üblen Geruch verfaulenden Gekwürmes wahrnehmen. Ein anderer Beobachter hat eine Menge ge-

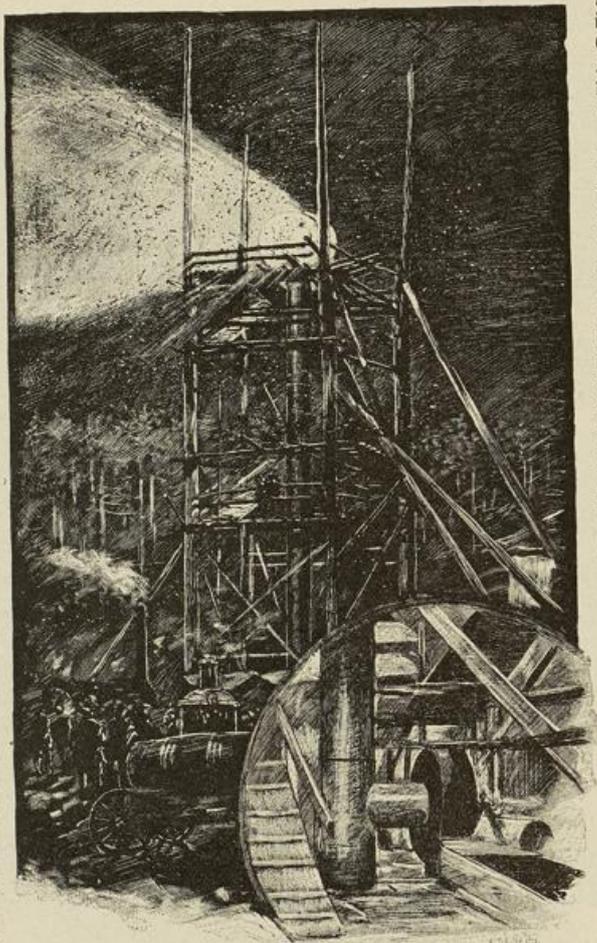
tödteter Puppen gefunden, welchen Schlupfwespen entchlüpfen. — Verlassen wir den Exhaustorhügel, so gelangen wir nach kurzer Wanderung durch eine junge, völlig abgetreffene Kultur zum Forsthaus „Diana“; abseits von demselben stehen drei Blockhütten, in welchen zu je 60 Mann die Holzarbeiter kampieren. Für gebirgerische Bedürfnisse bieten die Hütten genügende Bequemlichkeit, und die jeweils schichtfreien oberländler Holzler kochen inzwischen den kräftigen „Kegel“ (Schmarrn, Mehlspeise), der lange vorhält und eben warme Kost ist, insofern die Arbeiter aus anderen Gegenden sich an Speck und Fleischspeisen halten, die nicht immer zu haben sind.

Während im Forstrevier Park über 400 Holzhacker arbeiten, ist im bedeutend größeren Revier zu Ebersberg eine ganze Armee von Holzknauern in vollster Thätigkeit, den Wald dem Erdboden gleich zu machen.

„Der Tod tost im Walde!“ klagt Lenau. Ein ächzend Sterben ist es auch, wenn ein Baum riese nach dem andern prasselnd stürzt und dumpf am Boden aufschlägt. Wie eine Staubwolke wirbelt es dann empor zum trüben Himmel, die Nonnen verlassen den gefällten Baum, nach dem sie ihn gemordet. Ein düstres, ernst stimmendes Bild! Auch die munteren Säger verlassen den Forst, nur Meisen piepsen noch zuweilen in einem Geräusche, wo die Holzjäger noch nicht zu schlagen begonnen haben. Auf den neuerichteten Telephonlinien haben sich ganze Schwärme von Schwalben niedergelassen, vielleicht hat Mutter Natur sie dorthin kommandirt.

Von Seite der Regierung ist ebenso wie vom Generalkomitee des Landwirtschaftlichen Vereins alles aufgegeben worden, eine Verminderung des Insektes herbeizuführen; bis Anfang August waren hierfür 31 000 Mark zu Versuchen auszugeben. Im Vorjahre haben die Maßnahmen zur Verminderung der Nonne allein im Ebersberger Park 4000 Mark gekostet, und trotzdem ist gerade dieser mächtige Forst verloren. Ueber die Frage, ob kahlgeschorene Föhren- oder Fichtenbäume lebensfähig bleiben und die Nadeln wieder wachsen, wenn nicht im nächsten Jahre abermaliger Raupenfraß eintritt, wird viel verhandelt und eine endgültige Beantwortung ist wohl nicht gefunden. Daß der Ebersberger Park niedergelegt wird, könnte füglich als eine Verneinung obiger Frage betrachtet werden.

Inzwischen kommen die Hiobsposten auch von den Gegenden am Ammersee, dem Main und aus dem Hochland selbst, und noch ist kein Ende dieser Landplage abzusehen. Möge es gelingen, ihrer Herr zu werden, den „Tod, der im Walde tost“ zu vertreiben und neues Leben und Grünen zu schaffen!



Die Vernichtung der Falter mittels elektrischen Lichtes und Exhaustors.

## Eduard Bauernfeld.

(Mit Bildniß Seite 581.)

Nachdem er fast neunzig Jahre gelebt und fast siebenzig Jahre literarisch geschaffert, ist Eduard Bauernfeld am 9. August d. J. dahingegangen. Er hatte bis über die Schwelle des Patriarchenalters hinaus sich die geistige und körperliche Rüstigkeit in so hohem Maße bewahrt, daß man kaum mehr daran dachte, auch er werde der Natur den unvermeidlichen Zoll entrichten müssen. Das Selbstverständliche hat sich nun vollzogen, und es

muthet uns merkwürdigerweise wie etwas Verwunderliches an — uns Wiener nämlich, die wir uns gewöhnt hatten, den aufrechten Greis wie ein ewiges Wahrzeichen deutsch-österreichischen Schriftthums leidlich unter uns wandeln zu sehen.

Bauernfeld, geboren in der österreichischen Hauptstadt am 13. Januar 1802, hat dem Theater mehr als hundert dramatische Werke geschenkt:

jede erdenkliche Gattung, von der Tragödie in Versen auf dem Umwege über die aristophanische Satire bis zu dem leichtest beschwingten Lustspiele moderner Gattung. Daneben lieferte er Erinnerungen, Epigramme, dramaturgische Abhandlungen, Romane, und als Uebersetzer drang er in Schafepiece ein und schulte an Volz-Tidenen seinen Humor. Nicht alles, was er hervorbrachte, ist gleichwerthig; wer so viel schafft, thut oft einen Fehlgriff. So kommt es, daß auf seiner Rechnung Erfolge und Niederlagen einander an Zahl schier die Wage halten. Aber ein großer Theil seiner Schriften weist bleibenden Werth auf, nicht nur als dichterische Betätigung an und für sich, sondern auch als Beitrag zur geistigen Entwicklungsgeschichte seines Vaterlandes. Ganz und gar kann er nur verstanden werden aus der Kultur und Politik Oesterreichs heraus. Er fühlte sich stets als Deutscher und betonte dieses Bewußtsein, wo sich ihm Gelegenheit bot, oder richtiger, wo er sie herbeiziehen konnte. Dabei hing er an der Scholle, auf welcher er geboren und emporgewachsen war, und so eindringlich er das Metternichsche „System“ bekämpfte, das in seiner Jugend schwer auf ihm lastete, und so beredt er die Fehler, Verirrungen und Sünden der Heimath geißelte — sie war ihm allezeit theurer, er konnte sich nicht von ihr losreißen, er brachte es nicht über sich, das Beispiel mancher österreichischen Schriftsteller des Vormärz zu befolgen: den österreichischen Staub von seinen Schuhen zu schütteln und auszuwandern. Es waren keine persönlich selbstfüchtigen Gründe, welche ihn zum Ausharren veranlaßten, denn sein Staatsbeamtenhumor — er war damals bei der Postdirektion angestellt — nahm er nie sehr ernst, und Weib und Kind, welche andere festhielten, hat er, der als alter Junggeselle gestorben ist, nicht befehen.

Im Jahre 1844 wurde sein historisches Schauspiel „Ein deutscher Krieger“ zum ersten Male gegeben. Die österreichische Censur bewies daran die ganze Planlosigkeit ihres Thuns. Sie gestattete 1849 die Auführung in einer Festvorstellung zu Ehren Kaderkos, dem der deutsche Einheitsgedanke wahrlich sehr ferne lag; einundzwanzig Jahre später, 1870, verbot sie es an mehreren Provinztheatern. Was Bauernfeld in seinen Lebenserinnerungen über die Erfahrungen berichtet, welche er mit der Censur gemacht hat, bildet überhaupt ein merkwürdiges Kapitel. Sein „Großjährig“, eine Art Prolog zur Revolution, wurde 1846 zur Vorstellung am Burgtheater zugelassen. Wichtige Götterkraft war die Ursache. So durfte im Hause des Kaisers scharfste Kritik an der Verwornung des Volkes, an Erzherzog Ludwig, dem damals allmächtigen Prinzen, und an dem Minister Grafen Kolowrat unter einem leichten, durchsichtigen Mäntelchen geübt werden. Auch der „Neue Mensch“, ein lustspielhafter Epilog zur Revolution, wurde am Burgtheater dargestellt. Solche Zulassung geschah keineswegs aus vorurtheilsloser Auffassung, sondern aus jenem Mangel an leitenden Grundsätzen, der sich leicht geltend macht, wo Gewalt und Willkür aus einer Uebertreibung in die entgegengesetzte verfallen. Damals mußte das Publikum verstehen, zwischen den Zeilen zu lesen und zu hören, der Dichter mußte, um eine nach „oben“ mißliebige Wahrheit zu verständen, die Kunst der „Anspielungen“ handhaben, das Bedenkliche in den Schleier der Harmlosigkeit hüllen. Die Wiener jubelten im Jahre 1846, als der Komiker Beckmann als „Schmerl“ (lies: „Schmerling“) unter der Weste ein schwarz-roth gelbes Band hervorzog und flüsternd fragte: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Und sie verriethen deutlich ihr Verständniß, als in diesem Stücke dem jungen Hermann — er bedeutete das österreichische Volk — gesagt wurde: „Sie sind im Mannesalter und lassen sich an Gängelbände leiten; Sie besitzen reiche und blühende Ländereien, die unter fremden Händen verwildern. Sie haben Untertanen, die man verwahrt und unterdrückt; Sie sind ein Diener, ein Knecht, wo Sie Herr und Gebieter sein könnten“... Und deutsch wie der Jüngling und der Mann war auch Bauernfeld der Greis. Im Jahre 1870 veröffentlichte er eine satirische Dichtung, welche vom Drama nichts als die äußere Form angenommen hatte: „Die Vögel, oder: die Freiheit in der Luft, oder: der Ausgleich“. Darin spricht er die Aufgabe des Vaterlandes begeistert aus: „St.-Reich werde, was dein letztes, schönstes Ziel! Deutsch-Oesterreich!“

Selbst in der glücklichsten Skizze von Bauernfelds Wesen — wie sie in der ersten Stunde nach seinem Tode sich einem Formen mag — muß betont werden, daß Bauernfeld eine doppeltes Antlitz besaß. Auf der einen Seite beschäftigte er sich — unter Anwendung des landesüblichen

Luftspielarientals — harmlos und gemüthlich mit dem kleinen Getriebe des Salons, des Kurortes, des alltäglichen Lebens — auf der anderen Seite trat er als ausgesprochen politische Persönlichkeit auf. In sein Privatdasein wie in seine schriftstellerische Wirksamkeit griff die Politik allezeit bestimmend ein. In das Frankfurter Parlament gewählt, konnte er das ihm gewordene Mandat nicht ausüben, weil er plötzlich schwer erkrankte. Ein anderes Mal handelte er als Volksvertreter ohne jeden Auftrag, auf eigene Faust. Der Absolutismus, der es verstand, zuweilen recht patriarchalisch aufzutreten, ließ manches Geknecht zu, das heutzutage undenkbar wäre. So konnte sich Bauernfeld, seines Reichens Votodirektionsadjunkt mit 400 Gulden Jahresgehalt, in den Tagen der Bewegung — er kennzeichnet die damaligen Zustände selbst als „gemüthliche Anarchie“ — in Begleitung des Dichters Anastasius Grün (Graf Anton Auerberg) in die Hofburg begeben, dort, ohne zur Audienz gemeldet zu sein, eine Unterredung mit Erzherzog Franz Karl, dem Vater Kaiser Franz Josephs, begehren und — erhalten. Der kleine Beamte durfte dem Erzherzog die Bitte vorlegen, Kaiser Ferdinand möge eine Verfassung verleihen, und mit dem Versprechen einer solchen verließ er das Haus des Kaisers...

Der naiven Seite seines Wesens gab er in Stücken Ausdruck wie „Bürgerlich und Romantisch“, „Das Liebesprotokoll“, „Das Tagebuch“, „Helene“, „Das letzte Abenteuer“ u. Für politische Glaubensbekenntnisse wählte er, wie schon hervorgehoben, zu wiederholten Malen das Drama als Gefäß. Nirgends aber hat er sich so kräftig Luft gemacht in keinem Trugnum gegen das Metternichsche Oesterreich wie in der zweiaktigen Schrift „Die Freigelassenen. Eine Bildungsgeschichte aus Oesterreich“. Das Motto lautet vielsagend: „Wir alle leben vom Vergangenen und gehen am Vergangenen zu Grunde.“ Nicht unendlich läßt dieses Buch die Meinung des Verfassers errathen, daß ein Volk, geradejo wie der einzelne, an den Sünden der Väter schwer zu tragen habe.

Sollen wir kurzweg sagen, in welchem seiner Stücke die ganze Eigenart des Dramatikers Bauernfeld sich uns am schärfsten auszusprechen scheint, so müssen wir sein „Aus der Gesellschaft“ nennen. Da führt Bauernfeld die Vorzüge des Bürgerthums gegen die überkommenen Fehler des Geburtsadels ins Feld, ohne doch dabei zu vergessen, daß er für das Burgtheater schreibt, dessen Logen durchweg von der Aristokratie besetzt sind; und so wendet er sich nur gegen jene Adelige, welche hinter der Zeit zurückbleiben und nicht einsehen, daß heute ihre Aufgabe eine andere sei als ehemals, und er führt den anderen, den richtig gehaltenen und entwickelten Adel in einem Prachtexemplar vor, in dem Fürsten Libbenau, der — über alle Schranken sich hinausegelenk — die bürgerliche Magda Werner heirathet und auf die ihm gedankten Bedeutung erwidert: „Ich denke, ich habe Adel genug für uns beide“... Und selbst der alte Graf Feldern hat bei aller Kleinlichkeit, Beschränktheit und Schwachhaftigkeit einen Zug von Ritterlichkeit, welcher den freitbaren Charakter des Stückes mildert.

In den letzten Jahren übte Bauernfeld Wit und Ironie in scharfen Stachelversen. Was er noch für die Bühne verfaßte, hatte nichts mit Kampf, nichts mit Angriff zu thun. Auf dem Sterbetebe beschäftigte er sich mit einem Lustspiele „Die Dicksöpfe“. Ob es gut ist oder nicht — jedenfalls darf man begierig sein, zu erfahren, was der Spätwinter dem Dichter gezeitigt hat. An Uebersetzungen hat Bauernfeld es nie fehlen lassen. Glaubt er selbst sich schon verloren, so schenkte er stets von neuem wieder empor. Im Januar 1888 veröffentlichte er ein Gelegenheitsgedicht, in welchem er unter anderem wehmüthig äußert: „... sei gestern zähl' ich volle Sechszundachtzig, Und da hat man keine Schreibezeit mehr.“

Acht Monate später trat er mit dem Trauerspiele „Alibiades“ hervor. Im Alter von 26 Jahren hatte er zum ersten Male Alibiades, den „unsterblichen Helden und Frauenliebhaber“, zur Hauptperson eines Dramas gemacht; dieses blieb Bruchstück, und fünfzig Jahre später führte er es aus; aber die Arbeit genügte ihm nicht, und so vollbrachte er zweiundsechzig Jahre nach der ersten Fassung die — wie er sich ausdrückt — „hoffentlich letzte Bearbeitung nach einem neuen Plan“... Zeit allerdings ist's vorbei. Das Schlußkapitel eines Lebens voll Bewegung und voll fruchtbarer Empfänglichkeit ist beendet. Bauernfelds Hand wird keine Feder mehr führen, aber das Erbe, welches er hinterläßt, wird noch kommenden Geschlechtern erzählen, wie reich dieser Mann gewesen ist. Ferd. Graf.

## Ein Mann.

Roman von Hermann Heibera.

(8. Fortsetzung.)

Von seinem Versteck in Mäcken aus hatte Larjen durch seine Spione ein wachsam Auge über Trollheide und erfuhr manches von dem, was dort vorging, so auch, daß der Arzt Ingeborg, sobald ihre Kräfte es gestatteten, einen Wechsel des Aufenthalts verordnet habe. Darin erblickte seine Eifersucht einen neuen Betrug, an dem nun auch noch der Arzt theilnahm, und das bestätigte ihm bis zur Gewißheit seinen schon vorher gefaßten Argwohn. Nach Skopenhagen wollte sie, zu Tromholt, aber ehe das geschah, sollten sie und Tromholt mit der alte Elbe sterben durch seine Hand. In solcher Stimmung hatte er einen Brief an Ingeborg geschrieben, und in solcher Stimmung war dann später der Zusammenstoß mit dem alten Elbe in Mäcken erfolgt, der Larjen von dort vertrieb. Den Brief aber hatte einer von des Kapitäns Helfern Ingeborg, da sie ihren ersten Ausgang aus der Krankenstube machte, geschickt in

die Hände gespielt, und weil darin, wenn sie es wagte, Trollheide anders als in Larjens Begleitung zu verlassen oder auch nur ein Wort von dem Brief selbst den andern zu verrathen, nicht nur ihr, sondern auch Tromholt und ihrem alten Vater mit dem Tod gedroht ward, deshalb schwieg sie.

„Flich mit mir,“ so schloß dieser Brief, „mit mir, der um Dich alles verlor, der Dir aber verzicht und Dich heißer liebt denn je. Aber wie zum Vergeben bin ich auch bereit zur Rache. In Deiner Hand liegt mein Geschick und das Deine, das Deines Vaters und jenes Glenden, der Dich mir rauben will. Entscheide Dich, aber glaube nicht, daß Du mich noch einmal täuschen kannst!“

Daß das ihr aufgezwingene Schweigen Ingeborgs Seelenqual steigerte bis zum halben Wahnsinn, war nur zu natürlich. Uebrigens wirkte die Anwesenheit der Gäste und besonders Dinas

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

sichtbar beruhigend auf sie, und seit ihrer Krankheit hatte sie nicht so wohl ausgehoben wie an diesem Tag. Während Bianca und Susanne in Altens Begleitung einen Gang nach den Mooren machten, blieb Dina mit der Freundin allein in deren Stübchen zurück und suchte durch ihr lustiges Geplauder die letzten Spuren des Kammers auf Ingeborgs Bügen zu verschleichen. Alle ihre Erlebnisse, seit sie sich zuletzt gesehen hatten, gab Dina in ihrer drolligen Weise zum besten. Es war dabei viel, sehr viel vom Grafen Snarre die Rede und auch von Susanne und Richard Tromholt.

Nachdem Dina lange geplaudert und Ingeborg ihr sinnend zugehört hatte, trat die erstere ans Fenster und rief: „Sieh doch, wie wunderschön es draußen ist! Wollen wir nicht einen Gang ins Freie machen?“ Die Natur lag in den tiefen, fatten Farben des Frühherbstes, die Sonne warf goldene, gankelnde Lichter durch das Gezweig der Bäume auf den grünen Rasen, Vögel haschten sich zwitschernd und pfeifend in dem Geäst.

„Ja, herrlich!“ rief Ingeborg, die mit vollen Bügen die Düste, die ihr wohlthaten, einsog.

„Aber warum sehen wir das alles durchs Fenster? Laß uns doch in den Garten gehen, nur ein paar Schritte, ich führe Dich und spiele die Wärterin. Komm, Ingeborg!“ Dina glaubte damit dem Arzt, der ihr geklagt hatte, wie schwer Ingeborg zum Ausgehen zu bewegen sei, einen Dienst zu leisten. „Komm, Ingeborg, thu's mir zu lieb!“ flehte sie, den Arm der Freundin in den ihrigen legend, und zu Dinas nicht geringer Genugthuung ließ sich Ingeborg nach kurzem Zögern zu dem Gang bewegen.

Sorgsam lenkte Dina die Schritte durch den stillen Garten; Ingeborg war wie geblendet von der Fülle des Lichts, berauscht von dem starken, langentwöhnten Hauch, den die ganze Schöpfung um sie her ausathmete. Aber als nun, wie sie um die Ecke des Hauses bog, ein sählerer Luftzug ihnen entgegenwehte, überließ ein leises Frösteln den Körper der Genesenden.

„Du frierst!“ rief Dina. „Wie leichtsinnig auch, daß Du nicht ein Tuch umgelegt hast, und daß ich, Deine Wärterin, nicht daran gedacht habe! Aber wart', ich hole es Dir rasch. Bleib nur, lehne Dich hier an den Baumstamm, ich bin im Augenblick wieder bei Dir, und dann setzen wir uns auf die Bank dort.“ Ingeborg machte eine abwehrende Bewegung, aber schon war Dina, ins Haus zurückeilend, unter den Bäumen verschwunden.

Ingeborg war allein, sie stützte sich an den dicken Stamm einer alten Buche, eine große Ermattung war plötzlich über sie gekommen, sie hatte nicht einmal die Kraft, Dina nachzurufen, daß sie bei ihr bleibe, denn langsam schlich sich wieder das alte Bangen beklemmend an ihr Herz heran.

Vor ihr in nicht allzuproher Entfernung dehnte sich die Hecke, die den Garten von den Feldern abschloß; von dorther sollten Alten und die Damen kommen, welche Dina zu überraschen gedachte. Aber niemand zeigte sich in der weiten, von einem zitternden Duftegeist verhüllten Ferne.

Da raschelte etwas im Gebüsch — Ingeborgs Sinne verwirrten sich. Träumte sie oder sah sie, erkannte sie wirklich die Gestalt des Mannes, der da auftauchte, über die Hecke sprang und auf sie, die regungslos dem Schrecklichen entgegen sah, zueilte? Es war nicht Larsen und doch war er's, er hatte nur durch Abnahme des Bartes sein Gesicht entstellt, auch die seemännische Kleidung mit der eines gewöhnlichen Landarbeiters vertauscht, und jetzt glähnten seine wilden Raubthieraugen dicht vor ihrem Gesicht, sein linker Arm umschlang sie, hob sie, die in einer Art von Starrkrampf lag, vom Boden empor.

Gluthheiß traf sein Athem ihre Wangen, wie er jetzt auf sie einredete: „Ingeborg, ich kann und will Dich nicht lassen! Folge mir gutwillig, ich kann nicht länger hier warten, und ohne Dich gehe ich nicht. Du hörst nicht, Du schweigst? Wohl, so trag' ich Dich fort, und keiner“ — dabei schwang er ein Messer — „soll Dich mir lebend wieder entreißen!“

Mit Riesenkraft presste er sein Opfer an sich und eilte mit ihm der Hecke zu.

Aber schon kehrte Dina zurück, ihr Hilfeschrei, als sie den Vorgang von ferne sah, rief die Arbeiter von den Schemen herbei, von verschiedenen Seiten kamen sie erst vereinzelt und dann in Scharen gelaufen, und dieweil Larsen, vor der Hecke angelangt, einen Augenblick hinst, waren die vordersten schon so nahe heran, daß sie ihn trotz seiner Verkleidung erkannten.

Da wandte sich der Mann, und es schien einen Augenblick,

als ob er ihnen allen standhalten und um die Beute mit ihnen kämpfen wollte auf Leben und Tod, da er die Unmöglichkeit, sie weiter zu schleppen, einsah. Doch der Selbsterhaltungstrieb war stärker — mit einem wilden Schrei bohrte er das gegen die Verfolger erhobene Messer plötzlich in Ingeborgs Brust. „So bleib denn!“ rief er, den blutbesleckten Stahl zurückziehend, „nun weiß ich wenigstens, daß Du keinem anderen mehr gehörst!“ Damit ließ er die Bewußtlose niedergleiten, schwang sich über die Hecke und floh. Indes die anderen ihm nachsetzten, warf sich Dina entsetzt aufkreischend über die Freundin.

13.

Nach diesen wechselvollen Ereignissen waren fast zwei Jahre verstrichen. Die Hoffnungen, die jeder einzelne für sich selbst oder für die ihm nächststehenden Personen genährt hatte, waren, entprechend der Unberechenbarkeit, mit der das Schicksal seine Wege geht, nicht in Erfüllung gegangen, und es schien auch keinerlei Aussicht vorhanden, daß durch die Zeit irgend eine Aenderung eintreten werde.

Graf Snarre hatte das Vergebliche seiner Bewerbung um Susannens Hand eingesehen, ohne daß sie genöthigt gewesen wäre, Dinas Prophezeiung wahr zu machen, indem sie ihm einen förmlichen Vorab gab. Er war anfangs selbst erstaunt über diese friedliche, fast schmerzlose Lösung einer Angelegenheit, die eine Zeitlang seine Gedanken so stark beschäftigt hatte. Was er für eine große Leidenschaft, von der das Glück seines Lebens abhing, gehalten hatte, war nicht viel mehr als ein flüchtiges Strohfeuer gewesen; genährt und geschürt durch die Umstände, die Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Charaktere, war es schließlich aus Mangel an weiterer Nahrung in sich selbst zusammengefunken, und was unter der Asche einstiger Flammen fortglühte, war nur ein Gefühl aufrichtiger Freundschaft. So schien es dem Grafen jetzt. Zu wie weit diese Erkenntniß mit seiner wachsenden Freundschaft für Dina, deren frisches, munteres Wesen dem feinen mehr zusagte, zusammenhing oder gar davon beeinflusst wurde, darüber legte er sich zunächst keine Rechenschaft ab. Immerhin war ihm Susannens Wesen ein Räthsel, für das er, trotz mancher Andeutung, die sie selbst und Dina ihm gegeben hatten, keine Lösung fand. Daß er, der Graf Esbern Snarre, der reiche, geistvolle, vielumworbene Cavalier, sich beinahe der Gefahr ausgesetzt hätte, von einer Dame, der er seine Huldigung dargebracht hatte, der er seinen Namen zu geben geneigt gewesen war, eine ablehnende Antwort zu erhalten, daß es eine solche Dame überhaupt gab, erschien ihm fast unbegreiflich und erfüllte ihn trotz allem mit einem Gefühl des Verdrußes und der Beschämung. So fest er sich auch vornahm, nicht mehr über die Ursache nachzugröbeln, immer wieder kam er mit seinen Gedanken darauf zurück; unwillkürlich verdoppelte er noch die Sorgfalt, die er von jeher auf seine äußere Person verwendet hatte, allein es fehlte ihm jetzt an Menschen, an denen er die Wirkung hätte erproben können.

Bald nach der Familie Ericus war auch die Gräfin, seine Tante, etwas verstimmt über das Mißlingen des Heirathsplanes, dessen Förderung ihr Besuch gegolten hatte, abgereist, und nun gesellte sich bei dem Grafen zu allem andern noch ein Gefühl der Verlassenheit und Langeweile, wie er es nie zuvor empfunden zu haben glaubte.

Solch übler Laune war auch der Uebereifer, mit dem Herr von Alten seiner neuen Stellung gerecht zu werden strebte, auf die Dauer nicht gewachsen, im Gegentheil, er verschärfte sie noch. Thatsächlich mochte der neue Direktor selbst fühlen, daß er sich für die Gutsverwaltung besser eigne als für die selbständige Leitung von Werken, wie sie in Limforden theils schon bestanden, theils noch im Entstehen begriffen waren. Eine Folge dieser Selbst-erkenntniß mochte es sein, daß er in übertriebener Gewissenhaftigkeit den Grafen mit einer Menge meist unliebbarer Berichte über Kleinigkeiten belästigte, während er ihm andererseits wieder zu rasch und selbständig verfuhr. Daraus ergaben sich Meinungsverschiedenheiten, die nicht selten zu heftigen Auseinandersetzungen führten.

Mehrmals stand Alten im Begriff, dem „hochmüthigen Aristokraten und Besserwisser“, wie er den Grafen nannte, sein Amt vor die Füße zu werfen, und die ruhiger und nüchterner denkende Bianca hatte Mühe, den leicht Gereizten von einem so unvorsichtigen



Bilder von der Jubiläumssfeier der deutschen Burschenschaft in Jena.  
 Zeichnung von D. Gerlach.

Schritt zurückzuhalten. Graf Snarre seinerseits bereute mehr und mehr den voreiligen, jetzt völlig zwecklos gewordenen Ankauf von Linsforden, von welchem er nur Widerwärtigkeiten hatte.

Ja, wenn Tromholt geblieben wäre, da lägen die Dinge ganz anders! Immer wieder mußte er an ihn denken. Es hieß, daß es ihm sehr gut gehe, daß er durch glückliche Bodenspekulationen sogar schon ein reicher Mann geworden sei. Wenn der Graf sich auszudenken versuchte, wie er wohl die Werke auf gute Art wieder losschlagen könnte, verfiel er immer auf Tromholt; das wäre der rechte Mann dazu, und sicher ständen ihm jetzt auch die nöthigen Mittel zur Verfügung.

Einige Monate noch hatte sich Graf Snarre unzufrieden mit sich und der Welt auf seinem Landsitz aufgehalten, dann hatte er, kurz entschlossen, all den Verdrießlichkeiten ein Ende gemacht, seine Koffer gepackt, oder vielmehr von der sorgfamen Hand des in alle Launen seines Herrn eingeweihten alten Kammerdieners packen lassen, und war abgereist, hinaus in die Welt. Ihn verlangte nach Abwechslung, er mußte andere Menschen, andere Gesichter und Verhältnisse sehen, nur so ließ sich das gestörte Gleichgewicht seiner Seele wiederherstellen.

Vor seiner Abreise hatte er der Familie Ericius in Kiel einen Abschiedsbesuch gemacht, und dabei hatte er Dina, die über den plötzlichen Entschluß beinahe ihre fröhliche Laune verlor, halb im Scherz das Versprechen gegeben, ihr und durch sie der Familie von Zeit zu Zeit briefliche Nachricht über sein Befinden, seine Eindrücke und Erlebnisse zukommen zu lassen. Dieses Versprechen hatte er auch wirklich gehalten; verschiedene Briefe waren inzwischen aus allen Weltgegenden an Dinas Adresse gelangt, sie waren meist in satirisch heiterem Plauderton gehalten und wurden regelmäßig ebenso erwidert. Der letzte, der Dina die größte Freude bereitet, meldete des Grafen baldige Heimkehr.

Aber selbst auf der Reise vermochte der Graf die Geschäftsforgen, die er nun einmal auf sich geladen hatte, nicht ganz abzuwälzen; Altens Berichte folgten ihm überall hin, sie wußten ihn, wenn auch auf den größten Umwegen, zu finden. Selten war ihr Inhalt ein angenehmer, meist bezogen sie sich auf Dinge, deren Erledigung Eile gebot, und die der Graf unerledigt gelassen hatte. Diese ewigen „Molestes“, wie Snarre sich ausdrückte, verleiteten ihm jeden Genuß, und fester denn je entschlossen, der Sache bei der ersten sich bietenden Gelegenheit ein für allemal durch Verkauf der Werke — und wäre es selbst mit Verlust — ein Ende zu machen, trat er die Heimreise an.

Er war schon über ein Jahr fort gewesen, und da ihn der Rückweg über Kopenhagen führte, so wollte er nicht veräumen, Tromholt dort aufzusuchen. Er hatte ihm diese Absicht sowie die Zeit seiner Ankunft mitgeteilt und war aufs angenehmste überrascht, im Gasthose bereits ein Schreiben Tromholts vorzufinden, in welchem dieser seinerseits um die Erlaubniß bat, dem Herrn Grafen die erste Aufwartung machen zu dürfen. Solche Aufmerksamkeit schmeichelte Snarres Eitelkeit, wie denn überhaupt dieser Zug seines Wesens stärker als je in manchen kleinlichen Einzelheiten zu Tage trat.

Ein heller Anzug brachte zwar seine zierliche Gestalt in vortheilhafter Weise zur Geltung, aber Schnitt und Farbe verriethen die Vorliebe für die Uebertreibungen der herrschenden Mode. Der Aufenthalt in London und Paris und sein dortiger Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft waren nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben, er legte noch mehr als bisher Werth auf Neuheiten; die zahlreichen, kostbaren Kleidungsstücke und Toilettengegenstände, die vielen Kämmen, Bürsten, Seifen, Pomaden und Parfüms, welche der Kammerdiener Morten eben aus den Koffern packte, legten dafür Zeugniß ab. Morten selbst trug eine neue reiche Livree mit Snarres Wappen.

Die Begrüßung der beiden Herren war eine überaus herzliche. Tromholts treffliches Aussehen überraschte den Grafen. Sein Gesicht zeigte eine frischere Farbe, sein Auge blickte weniger ernst als damals, da Snarre ihn zuletzt gesehen hatte.

Auch die Stimme klang frischer und heiterer, als er anhub: „Ja, dem Himmel sei's gedankt, mir geht es soweit ganz nach Wunsch! Ich habe mit meinem Gedanken, nordische Erzeugnisse nach Deutschland auszuführen, einen ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Schon wird der dritte große Speicher für mich gebaut; in

meinem Bureau arbeiten gegenwärtig über zwanzig Leute, und im ganzen Norden bis nach Hammerfest hinauf sind meine Vertreter thätig. Auch hatte ich das Glück, sehr vortheilhaft zu spekuliren, so günstig, daß ich durch einen einzigen Grundverkauf schon bald nach meiner Niederlassung hier ein bedeutendes Kapital erwarb. Zudem habe ich in Kopenhagen einen äußerst angenehmen geselligen Verkehr.“

„Sie führen also ein eigenes Hauswesen?“ bemerkte Snarre, aufrichtig erfreut über diese guten Nachrichten.

„Allerdings! Bald nach dem Tode des alten Elbe, der, wie Sie ja wissen, an den Folgen des ihm durch Larsen beigebrachten Messerstichs starb, nahm ich seine Tochter Ingeborg zu mir. Sie war von ihrer tödlichen Wunde nur wie durch ein Wunder genesen. Auf Trollheide, wo sie alles an den schrecklichen Vorfall erinnerte, wollte sie nicht bleiben, auch gebot ihr Zustand dringend eine Luftveränderung; mein Schwager Alten fand bald eine andere Hilfe, und ich war, obwohl das arme Geschöpf bis heute die Nachwirkungen ihrer Krankheit nicht ganz überwunden hat, froh, eine so zuverlässige Persönlichkeit um mich zu haben. Daß ich auf Vorurtheil und Geschwätz der Welt nichts gebe, wissen Sie, Herr Graf.“

„So — so —?“ machte Snarre überrascht, „bei Ihnen befindet sich das junge Mädchen? Ja, das sieht Ihnen nun wieder ganz ähnlich, Sie vortrefflichster der Menschen.“

„Ja bitte, ich bitte, Herr Graf —“

„Nein, Tromholt —“ betonte Snarre halb freundschaftlich, halb in seiner aristokratisch herablassenden Weise und Tromholt ohne das Wort „Herr“ anredend. „Sie sind ein seltener Mensch, und deshalb nahm ich auch den Weg über Kopenhagen. Es trieb mich, Sie wieder zu sehen und, da unter Ihrer Hand eigentlich alles gelingt, Sie auch zu bitten, mir mit Rath und That beizustehen.“

„Ich Ihnen helfen, Herr Graf?“ erwiderte Tromholt lächelnd und sich bei den wiederholten Schmeicheltönen höflich verneigend. „Indessen! Ich bitte, ganz über mich zu verfügen —“

Snarre streifte die Asche einer inzwischen angepöckelten Cigarette ab und neigte befriedigt den Kopf.

„Ich möchte die Ericius'schen Werke wieder verkaufen!“ sagte er dann kurz und ohne Einleitung. „Haben Sie nicht Lust, dieselben zu übernehmen, lieber Tromholt?“

„Die Werke verkaufen?“ — Tromholt sah Snarre groß an, seine Achtung vor ihm schien durch diese Erklärung nicht gerade zu wachsen. „Darf ich fragen, verzeihen Sie, Herr Graf, was Sie zu diesem mich aufs äußerste überraschenden Entschlusse bewegt? Von meinem Schwager Alten hörte ich doch nur Gutes —“

Snarre unterbrach Tromholt; eine leichte Wolke flog bei Nennung von Altens Namen über sein Gesicht.

Dies entging Tromholt nicht, und schon stieg die Befürchtung in ihm auf, daß inzwischen ein ernstliches Zerwürfniß zwischen den beiden eingetreten sei.

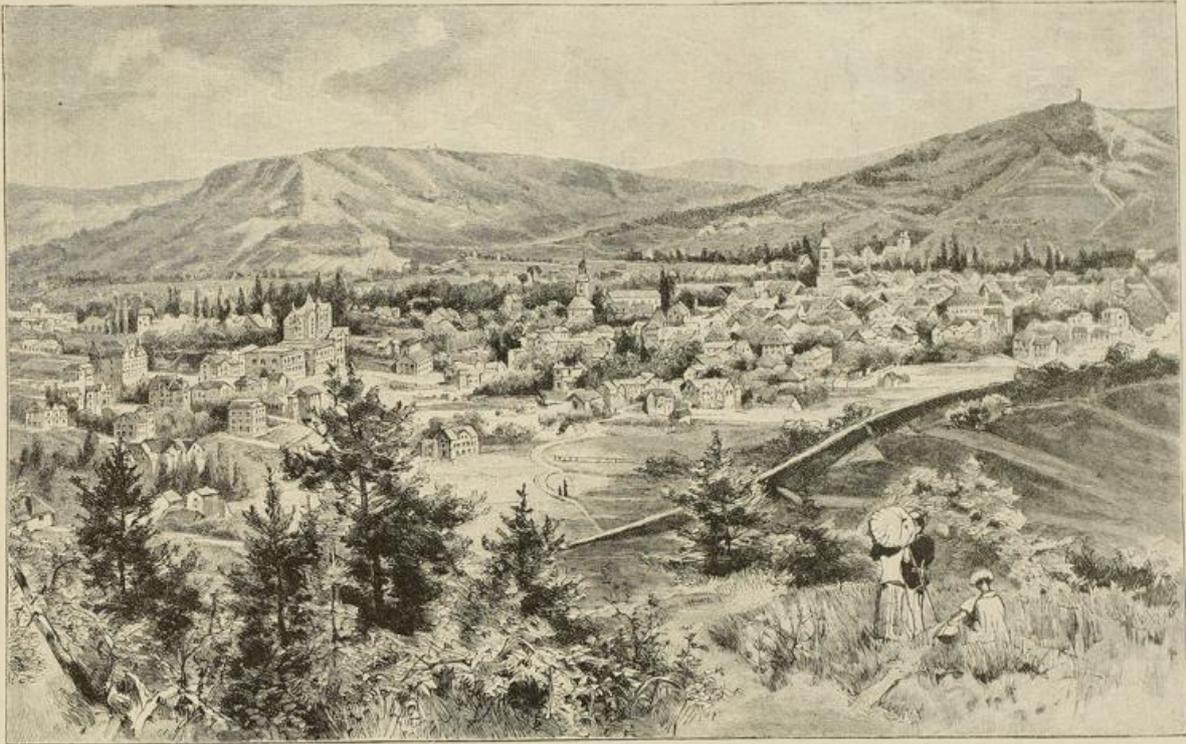
„Da ist mir zu viel kleiner Krimskrams, und ich habe zu viel Aergerniß,“ erklärte Snarre. „Ich nahm damals an, daß ich wenig oder nichts von Linsforden und Trollheide hören würde. Jeden Monat eine Uebersicht und Abrechnung, so halte ich's bei meinen übrigen Besitzungen. Aber der Teufel weiß, womit ich gequält werde! Widerspenstigkeit des Personals, Krankheit, Einfluß der Witterung auf die Arbeiten, Stillstand der Maschinen, Ausbesserungen, ungünstige Marktverhältnisse, Verfall der Arbeiterhäuser, Beramtungen, Streit zwischen den Beamten, Zahlungsunfähigkeit der Abnehmer — und so weiter und so weiter! Nein, lieber Tromholt, das ist wohl für einen Tromholt, aber nicht für Graf Snarre! Also, was meinen Sie? Oder wenn Sie nicht selbst Lust haben, — Sie brauchen mir nichts bar auszahlen, ich würde nur den üblichen Zins verlangen — wissen Sie mir nicht einen Käufer?“

Tromholt sah eine Weile vor sich hin, dann warf er den Kopf zurück und sagte:

„Nein, Herr Graf, ich kann nicht. Ich bin hier gebunden, das Zuviel ist der Feind jeder gesunden Entwicklung. Aber wenn's Ihr Ernst ist, vielleicht überlassen Sie meinem Schwager den Besitz pachtweise, ich trete nöthigenfalls als Bürge für ihn ein.“

Aber dieser Vorschlag paßte Snarre durchaus nicht, und so wenig verbeßte er seine Abneigung gegen den Plan, daß er ziemlich abweisend den Kopf schüttelte. (Fortsetzung folgt.)

### Die 75jährige Jubiläumsfeier der deutschen Burschenschaft in Jena.



Jena. Zeichnung von R. Püttner.

„Und in Jena lebt sich's bene,  
Und in Jena lebt sich's gut.“  
 „Bin ja selber dort gewesen,  
Sechs Semester wohlgemuth!“

So lange zwar nicht, aber doch manchen herrlichen Tag meiner zu schnell verrauschten Studentenzeit! Unsere alles ausgleichende Zeit hat auch dem Studentenleben auf den meisten Hochschulen seinen Nimbus genommen, es hat seine goldene Freiheit und Ungebundenheit aufopfern müssen, und Heldenthaten, wie sie im Kommerzbuch, dieser verflüchtigten Geschichte des deutschen Studententums, fortleben, gehören heutzutage zu den Seltenheiten des akademischen Lebens. Nur an den kleineren Universitäten, in Jena vor allem, lebt die „alte Burschenherlichkeit“ in unverfälschter Weise fort, von der auch ein goldener Strahl auf uns „Kinken“ fiel, die weder zu Corps noch Burschenschaft Farbe bekannnten.

Das fremdliche Jena, das „liebe närrische Nest“, wie Goethe — das „kleine Florenz“, wie Karl V. es nannte, ist noch heute mit seinen Studenten eng verwachsen. Während diese in anderen Universitätsstädten im Strom des täglichen Lebens verschwinden, sind sie in Jena am Fuße des Hausberges, von dem der alte Fuchsturm, der König des Saalethales, herabbläht, noch in Wahrheit die Beherrscher der Stadt. Der Jenerer „Philister“ betrachtet die Spritzfahrten, Bierkuren, Fackeljüge, Reusuren und Kommerie seiner Studenten als ein Stück Weltgeschichte, keine Gattin, die „Blüthe“, betrachtet es als schönste Lebensaufgabe, einen Herrn „Doktor“ zu be-muttern, und die „Blüthe“, ihr blondes, braunes oder schwarzes Tochter-lein, spielt ihre schönste Rolle als Ehrenjungfrau bei den Festlichkeiten des Bruder Studii. Unter solchen Verhältnissen ist es kein Wunder, wenn das alte Jena tief in die Herzen eingeschrieben ist und in der Erinnerung der „Alten Häuser“, wie beim Herrn Pastur in „Danne Rüte“, noch fortlebt, wenn ihre Scheitel längst fahl geworden sind wie der Jenzig, das Wahrzeichen Jenas.

Wir haben das wieder recht deutlich gesehen, als wir den 4. August gen Jena pilgerten, um dem 75jährigen Burschenschaftsjubiläum, das vom 4. bis 6. August festlich in Jena begangen wurde, beizuwohnen. In der besonders errichteten „Festhalle“, die mit grünem Tannenzweig, Fahnen, studentischen Abzeichen, Blumenampeln u. s. w. reichlich geschmückt war, fand am Abend des 4. August die erste Begrüßung der Festtheilnehmer statt. Da fanden sie sich wieder, die alten Burschen, die seitdem der Beruf des Lebens in alle Welt zerstreut hatte. Ihr Haar war ergraut, Hand und Mäße verblühten, aber das Herz noch frisch und das Auge noch so klar wie einst, da die neue Rüte beim ersten feierlichen „Landesvater“ vom Schläger durchbohrt ward.

Aber auch ganz Jena hatte ein Festgewand angethan. Von allen Häusern wehten die Fahnen, glänzten die Wappen der Burschenschaften und grühten grüne Guirlanden. In erster Linie ist der Sträßen zu gedenken, an denen sonst die Burschenschaften haften. Festlich prangte der alte „Burgstaller“ mit dem urgemüthlichen bilderreichen Arminenzimmer, der sich so rautlich an die alte, spägotische Stadtkirche anlehnt. Der Burgstaller wurde 1546 erbaut und hat eine große Vergangenheit. In

dem eigenartigen Renaissancebau beriebt einst der hochherzige sächsische Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige, als er 1547 von Karl V. mit einem spanischen Heer durch Jena geführt wurde, mit seinen Söhnen über die Gründung einer Universität dabelst. Hier haften später die „Burgstalleraner“, ehe eine Spaltung der Burschenschaft in Burschenschaften eingetreten war. Festlich prangte auf der Gamsdorfer Flur unmittelbar an der Brücke die alte „Lampe“, in welcher sich einst die Gründung der deutschen Burschenschaft vollzogen hat. Festlich prangten auch die neuen Kneiphäuser, das reizende Germanenhäuser am Markt und das prächtige Tentonenhäuser am Lößder Graben. Auch das alte Karzer hätte gewiß geflaggt, wenn es nicht jamant seinen historischen Wandgemälden niedergelassen gewesen wäre.

Am 5. August versammelten sich die Burschen am Vormittag auf dem Marktplatz, der immer der Ort öffentlicher Szenen aus dem Studentenleben gewesen ist. Hier werden die Fackeln niedergeworfen, hier werden Versammlungen abgehalten, und in der guten alten Zeit mußte sich das ehrsame Rathhaus gar manchemal gefallen lassen, daß vor seinen Augen eine regelrechte Menhir ausgepault wurde. In des „Rathes Zeise“, einem würdevollen, absonderlichen Bierstol, hauptsächlich aber auf dem freien Marktplatz saßen die Fische, Brandfische und Burschen unter den alten Herren, um sich bei „Coco“ und „Crollo“, dem Weiß- und Rothwein von Jenas Bergen, für den Festzug zu stärken. Auch das Denkmal Kurfürst Johann Friedrichs des Großmüthigen hatte Festschmuck erhalten. Der gute „Sannefriede“ trug einen Eichenkranz, und das Schwert, das schon manchen vorwühigen Cylindere durchbohren mußte, war mit Tannenzweig geziert. Vom Markt bewegte sich der Festzug nach dem Eichplatz, auf welchem Domborfs Burschenschaftsdenkmal steht. Hier bildeten die Burschenschaftler eine schöne Gruppe um das Denkmal, vor dem Rechtsanwalt Dr. Darnemung aus Jena, ein alter Arminie, eine fernige Ansprache hielt, die mit einem Hoch auf die Burschenschaft schloß. Der Anblick, der sich hier den Zuschauern bot, war ein prächtiger. Datten doch die Burschenschaften aller Hochschulen ihre Vertreter entsandt, Berlin, Greißwald, Königsberg, Halle, Straßburg, Gießen, Göttingen, Freiburg, Erlangen, Marburg, München, Bonn, Leipzig, Breslau, Kiel, Heidelberg, Kofnod, Tübingen, Würzburg, ja sogar die Oesterreicher (Wien, Prag, Innsbruck) waren im Festzuge vertreten. Voran ritt ein Herold, dem drei Chorgierte der Jenaer Arminia, Tentonia und Germania im Wachs zu Pferde folgten. Dann kamen die liebrenden Ehrenjungfrauen, die am Burschenschaftsdenkmal Kränze niederlegten, Musikcorps, und nun die lange Reihe der alten und jungen Mosenöhne. Sie boten zum Theil im Schürrock, dem Sammetbarett mit der wallenden Straußfeder, der weißen Lederhose, den „Kanonnen“ mit Sporen und dem blanken Parafeschlager einen malerischen Eindruck, den unser Hauptbild festzuhalten gesucht hat.

Vom Eichplatz ging es über den Markt nach der „Festhalle“, wo der allgemeine „Frühshoppen“ alsbald eine freudfröhliche Stimmung unter die akademischen Bürger und ihre Gäste brachte. Manches kräftige Kneipstie-

wurde vom Stapel gelassen, manche begeisterte Ansprache gehalten, und auch das Oberhaupt der Stadt Jena, Oberbürgermeister Singer, ließ es sich nicht nehmen, den Gefühlen, welche Jena für die Studentenschaft und insbesondere die Burschenschaft hegt, bereiten Ausdruck zu verleihen. Am Nachmittag folgte die Aufführung eines poetischen „Festspiels“ mit lebenden Bildern und Gesängen von Prof. Naumann, das eine Geschichte der Burschenschaft in dichterischem Gewande bot. Die wirkungsvollen lebenden Bilder stellten die Gründung der deutschen Burschenschaft auf der „Tanne“, das große Wartburgfest, die Auflösung der Burschenschaft, Barbarossa im Knyphäuser, die Nacht am Rhein und eine Apotheose des burschenschaftlichen Geistes dar. In der Dichtung des Herrn Redakteur Schneider in Berlin findet sich manches markige Wort, das als ein schöner Beweis dafür gelten kann, wie die jüngeren Burschenschafter gleich den alten den rechten, edlen Ausdruck für „Ehre, Freiheit, Vaterland“ zu finden wissen. Am Abend fand der eigentliche Festkommers in der Festhalle statt, der wieder durch Festlieder, ernste, begeisterte Ansprachen und launige „Wiederreden“ ausgezeichnet wurde. Daß dabei insbesondere auch der Deutsch-Oesterreicher in warmen Worten gedacht wurde, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Die „alte Burschenherrlichkeit“ feierte einmal

wieder ihre schönsten Triumphe. Am Gasthaus zur „Tanne“ wurde überdies eine Marmorstatue mit der Aufschrift: „Hier wurde die deutsche Burschenschaft gegründet, 12. Juni 1815“ enthüllt.

Ein fideles Frühlingsopfer am Markt in der „Zeile“, Ausflüge in die reizende, romantische Umgebung Jenas und ein gemütliches Beisammensein mit einem Jubiläumstänzen, bei dem auch die „Philinen“ zu ihrem Rechte kamen, bildeten den Abschluß des schönen Festes am 6. August. Die alten und jungen Burschenschafter, die jetzt wieder daheim sind, werden sich dieser Augusttage mit freudigem Herzen erinnern. Ist doch durch sie das Band, das die deutschen Burschenschaften umschlingt, wieder neu gefestigt worden. Was aber die deutsche Burschenschaft in der Geschichte des deutschen Geisteslebens zu bedeuten hat, das ist bereits von anderer Seite in der „Gartenlaube“ geschildert worden. Das Jubiläumstanz bekräftigte die Wahrheit des alten Liebes:

„Allein das alte Burschenherz  
Kann nimmermehr erkalten,  
Am Ende wird wie hier im Scherz  
Der rechte Sinn stets walten.  
Die alte Schale nur ist fern,  
Geliebt ist uns doch der Kern,  
Und den laßt fest uns halten!“

Sermann Bilz.



## Blätter und Blüthen.

**Vom X. internationalen medizinischen Kongress in Berlin.** (Mit Abbildung S. 584 und 585.) Berlin stand während der ersten Augusttage im Zeichen der Schlange, jener Schlange, welche sich um den Stab Askulaps windet und mit so klugen Augen ihre beiden Jünglein spielen läßt, deren eines Pathologie und deren anderes Therapie redet.

Eine hochansehliche Versammlung weite in seinen Mauern, wie man selten ihresgleichen sah. Nicht der Zahl nach allein, obwohl man 5600 Leute einschrieb in die Listen der Teilnehmer; etwa die Hälfte waren Deutsche, unter den übrigen aber waren die Vereinigten Staaten von Nordamerika allein mit 623, Rußland mit 421, England mit 353, Oesterreich mit 139 vertreten, und auch Australien, China, Japan, die Gehänge der Nordpolarländer, Mexiko, das Kapland und nicht zu vergessen Frankreich, welches dem menschenfreundlichen Zwecke die alte politische Empfindlichkeit unterordnete, stellten zahlreiche Abgesandte. Auf der ganzen Schladtriste dieses zum X. internationalen Kongress freudig zusammengeströmten Volkes herrschte ein so hingebendes, begeistertes und aufrichtiges Ringen nach Wahrheit, ein so unentwegtes Streben nach Vervollkommnung des Wissens und Könnens, daß jeder einzelne gleichsam geabelt wurde von der großen menschlichen Idee, in deren Dienste er stand.

So fühlte sich die Stadt hochgehrt durch die Gäste, deren friedliche und menschenfreundliche Arbeiten zur Ausbreitung des Wissens und zum Heile der Menschheit in den einzelnen 18 Sektionen fast ununterbrochen in den Morgenstunden die fleißigen Meister, welche bei ihren Kollegen wieder zu Schülern wurden, zusammenführten. Etwas hiebenhundert angemeldete Vorträge hielten Askulaps Jünger, die übrigens theilweise recht alte Herren waren, in Athen, und die medizinische Ausstellung mit ihren wunderbaren Präzisionsinstrumenten und Präparaten und technischen Erfindungen und Vervollkommnungen auf dem Gebiete der Krankenpflege nahm die Zeit in Anspruch, welche die Sektionen ihnen etwa freigelassen hatten. Dabei stand noch manches andere auf dem Programm der edlen Gäste: so die Festigung von Krankenhäusern, Blindenanstalten und Irrenhäusern, Arbeitshäusern, Schlachthausmärkten und Kanalisationsbauten, an welchen Gebieten Berlin unbestritten mit die erste Stufe unter allen Weltstädten einnimmt; erstens es sich doch infolge seiner Mutter-anhalten einer verhältnismäßig sehr geringen Sterblichkeitsziffer.

Damit aber auch die amuthige Weiblichkeit — außer den acht anwesenden Arztinnen wohnten etwa vierhundert Damen in der Rolle von Gattinnen, Töchtern oder Schwestern dem Kongress bei — ihre Rechnung fände, sahen wir Bälle, Ausflüge in die noch immer nicht hinreichend gewürdigte schöne Umgebung Berlins, Sammellokale in der täglich erscheinenden Festzeitung angezeigt, an deren Besiß wie an dem kleinen goldenen Askulapstab man die Aerzte auf der Straße erkannte. Wir fanden die „Schlangemenschen“, wie sie der Berliner Volkswitz getauft hat, in allen Typen, gewöhnlich truppweise in der Nähe von Sitzungszimmern, das Berliner Straßenleben beobachtend oder in offenen Projekten dahinjahrend. Ein wahres Babel von Sprachen war die Reichshauptstadt geworden und die lateinischen Namen ärztlicher Begriffe bildeten oft das einzige Volapük der verschiedenen sprachigen Gelehrten. Der Landarzt, der junge Streber, der Geheime Sanitätsrath mit grauem Haar, der schnurrbärtige Militärarzt, der medizinische Forscher, das sind alles Typen, welche man mit einigen Scharfsinn an den umherwandelnden Aerzten zu unterscheiden vermag.

Alle Teilnehmer aber, die Damen und Ehrengäste eingeschlossen, vereinigten sich bei den allgemeinen Versammlungen, deren erste, diejenige, welche am 4. August den Kongress eröffnete, der Künstler in

unserem Bilde festgehalten hat. Der Schauplatz war der große Circus Neuz, und dies kann niemand wunderbar erscheinen, der bedenkt, daß Hippokrates, der Vater der Medizin, zu deutsch „Knospeblünder“ heißt. Aber abgesehen davon hätte man in Berlin keinen herrlicheren, einheitlicheren, weithöflicheren Raum finden können als diesen, nachdem die Hand namhafter Künstler ihn für diesen Zweck hergerichtet hatte. Neben der vor einem nischenartigen Bau aufgestellten Rednerbühne erhob sich vor der vortrefflich gemalten Ansicht des Hauptsaales aus den Thermen des Caracalla eine von Westphal modellirte Kiesenstatue des Askulap, auf einem vergoldeten Throno sitzend, und gewissermaßen als Priester zu den Füßen des alten Gottes der Heilkunst Israels die größten, um die Medizin hochverdienten Männer, Virchow, der Engländer Joseph Lister, der weltberühmte Vertreter der antiseptischen Wundbehandlung, und das ganze Gebiet der Bacteriologie geistvoll zusammenfassend, der Direktor des hygienischen Instituts Robert Koch, unter dem begeisterten Jubel der die herrlichen Räume bis zu den letzten Gallerieplätzen füllenden gelehrten Gemeinde.

Wohl an siebentausend Köpfe zählte die Versammlung, die da im Lichte von ungeheuren Bogenscheinlampen und großen Gasstrahlen — den Jubel des Sonnenlichts hatte man in der großartigen, durch Tempelbauten mit plastischem Schmuck, Flaggereichen und Blumenkronen geschmückten panteonartigen Rotunde abgeleert — beisammen war; vielfach trahlten Goldketten, Epauletten, Orden und Ehrenzeichen, und die hellfarbigen Roben der Damen unterbrachen das schlichte Dunkel der Herrenkleider. Die inhaltsreichen goldenen Worte, welche Virchow an die Festversammlung richtete, die Reden des Generalsekretärs des Kongresses, Dr. Palfar, des Staatsministers von Voelticher, welcher im Namen des Kaisers und der Reichsregierung sprach, des Kultusministers Dr. v. Gölzer, des Oberbürgermeisters von Jordanbeck, welche den Kongress mit erhabenen Worten willkommen hießen, die Ansprachen der Vertreter des Auslandes in englischer, französischer, italienischer, ungarischer, russischer und portugiesischer Sprache — Arciaos, der Vertreter Griechenlands, sprach sogar lateinisch, — festelten und begeisterten fünf Stunden lang die hochgespannte Zuhörerschaft, welche nur eine einzige Pause fand, um sich an den fünfzehn angebrachten Büffetten zu erfrischen. Nach dieser übertrag Prof. Virchow das Präsidium dem herzoglichen Augenarzt Karl Theodor in Bayern, dessen schöne junge Gattin und Mitarbeiterin als eine höchst amuthige Erscheinung aufstieg und der hocherfreut mit den Ausdrücken höchster Bescheidenheit das ihm übertragene Ehrenamt annahm.

Die Tage erster Arbeit, fröhlichen Schauens und Genießens sind nun vorüber für die ärztlichen Gäste; diese haben sich wieder zerstreut, dahin und dorthin, jeder bereit, in seiner Heimath den Keim des Fortschritts, welchen er in sich aufgenommen, zum Wachsen und zum Gedeihen zu bringen. Möge es an reichem Erfolge nicht fehlen, und der X. internationale medizinische Kongress geeignet werden als ein guter Schritt vorwärts auf dem Wege der menschlichen Wohlfahrt! Oscar Justinus.

### Kleiner Briefkasten.

**E. U. in Stettin.** Am vollständigsten Sprachgebrauch werden „Sternschuppen“ und „Meteor“ oft verwechselt. Eigentlich aber dient der Ausdruck „Meteor“ zur Bezeichnung der „Sternschnuppe“, die, an sich für sich den Sternschuppen verwandt, sich von diesen hauptsächlich durch größere Helligkeit und schärferen Durchmesser — nicht selten kommt derselbe der Mondfläche gleich — unterscheiden. Die Feuerkugeln explosiven meist, mit oder ohne Geräusch, und die nach der Explosion auf die Erde herabfallenden Stücke führen die Bezeichnung „Meteoriten“ oder „Meteorsteine“. Die Zusammenfügung der letzteren ist eine äusserst mannigfaltige und in der That auch ist nur daran festzustellen, daß man in ihnen noch keine Stoffe gefunden hat, die nicht auch auf der Erde vorkommen.

**Inhalt:** Sonnenwende. Roman von Marie Verneberg. S. 581. — Eduard Bauernfeld. Bildnis. S. 581. — Die feierliche Eröffnung des X. internationalen medizinischen Kongresses in Berlin am 4. August 1890. Bild. S. 584 und 585. — Von den Leichenfeldern des Waldes. Ein Bild aus dem Festkommissariat der „Könige“. Von Arthur Schiller. S. 588. — Mit Abbildungen S. 588, 589 und 590. — Eduard Bauernfeld. Von Ferd. Grolsch. S. 590. — Mit Bildnis S. 581. — Ein Mann. Roman von Hermann Heiberg (A. Fortsetzung). S. 591. — Die Wägen der Jubiläumstafel der deutschen Burschenschaft in Jena. Von Hermann Bilz. S. 595. — Mit Abbildungen S. 593, 595 und 596. — Blätter und Blüthen: Vom X. internationalen medizinischen Kongress in Berlin. Von Oscar Justinus. S. 596. — Mit Abbildung S. 584 und 585. — Kleiner Briefkasten. S. 596.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Reil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.